



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 15 July 21, 1955

Köln: Bund-Verlag, July 21, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

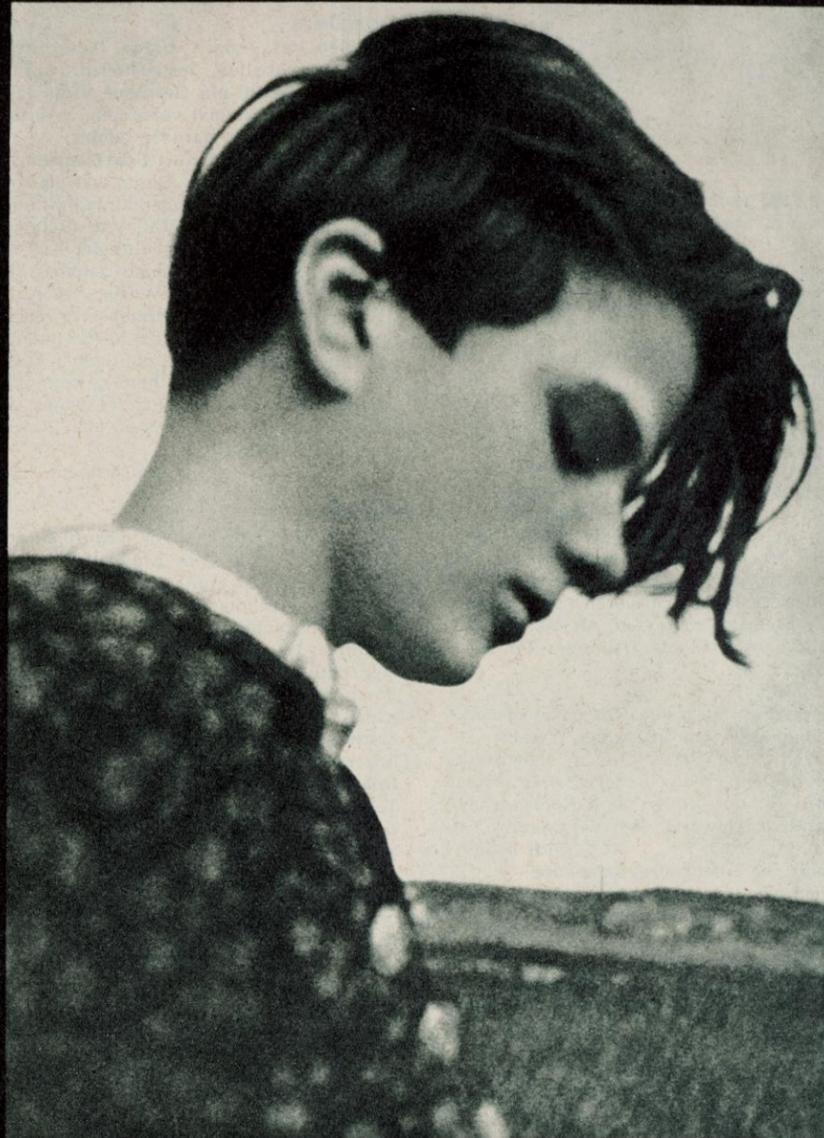
Erich Kästner: Von der Vergeßlichkeit

Als Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Soldatenkönig, eben jener Hohenzoller, der den Sohn und präsumtivsten Nachfolger beinahe hätte hinrichten lassen, ein Regiment inspizierte, schlug er, aus geringem Anlaß, einen Major mit dem Krückstock. Daraufhin zog der Major, angesichts der Truppe, die Pistole und schoß, knapp am König vorbei, zielen, in den Sand. „Diese Kugel“, rief er, „galt Ihrer Majestät!“ Dann jagte er sich, unter Anlegen der bewaffneten Hand an die Kopfbedeckung, die zweite Kugel in die eigene Schläfe.

Es lohnte sich nicht, diese kleine Geschichte zu erzählen, wenn es in unserer großen Geschichte viele ihresgleichen gäbe. Aber es ist eine verzweifelt einsame, eine zum Verzweifeln einsame kleine deutsche Geschichte. Noch der Schuß in den Sand, noch der symbolische Widerstand ist „nicht statthaft“ und „findet“, schon deshalb, „nicht statt“. Wir stehen vor jeder Autorität stramm. Auch vor dem Größenwahn, auch vor der Brutalität, auch vor der Dummheit — es genügt, daß sie sich Autorität anmaßen. Unser Gehorsam wird blind. Unser Gewissen wird taub. Und unser Mund ruft: „Zu Befehl!“ Noch im Abgrund reißen wir die Hacken zusammen und schmettern:

Sie opferten Leben und Ehre. Hat man ihnen wenigstens ihre Ehre wiedergegeben? Nicht ihre Offiziersehre, nicht ihre Pastorehne, nicht ihre Gewerkschaftsehre, nein, ihre mit Gewissensqualen und dem Tod besiegelte, mit Folter und Schande besudelte, am Fleischerhaken aufgehängte menschliche Ehre und wahre Würde? Ich denke dabei nicht an die Umbenennung von Straßen, die Niederlegung von Behördenkränzen und ähnliche Versuche, den Dank des Vaterlandes, nach dem Muster des Teilzahlungssystems, in bequemen Raten abzustatten. Sondern ich frage: Hat man versucht, diese Männer und Frauen in unserer vorbildarmen Zeit zu dem zu machen, was sie sind? Zu Vorbildern?

Wer an die Zukunft glaubt, glaubt an die Jugend. Wer an die Jugend glaubt, glaubt an die Erziehung. Wer an die Erziehung glaubt, glaubt an Sinn und Wert der Vorbilder. Denn die Jugend will und braucht auf ihrem Weg in die Zukunft keine noch so gutgemeinten vaterländischen, europäischen oder weltbürgerlichen Redensarten, keine Preisliste, keinen Katalog und keinen Baedeker, sondern weithin sichtbare, im Lande der Zeit Richtung und Ziel zeigende Wegweiser. Die Jugend will und braucht Vorbilder. Für den Marsch



Studentin Sophie Scholl, geb. 9. Mai 1921, mit ihrem Bruder Hans am 22. Februar 1943 vom „Volksgerichtshof“ der Nazis ermordet.

+

Schriftsteller Carl von Ossietzky erlag am 3. Mai 1938 dem Terror der Gestapo (Mitte links).

+

Gewerkschafter Wilhelm Leuschner, geb. 15. Juni 1888, vom „Volksgerichtshof“ der Nazis am 29. September 1944 ermordet. „Einigkeit“ war sein letztes Wort (links unten).

+

Wissenschaftler Berthold Schenk Graß von Stauffenberg, geb. 15. März 1905, von den Nazis am 10. August 1944 ermordet.

ren, gehörte ja selber zum Widerstand! Als es aber eine neue Staatsautorität zu schaffen galt, empfand man plötzlich die Vorbildlichkeit jener Frauen und Männer als unbequem. Man mißtraute der Widerstandsfähigkeit der von fremder Hand gepflanzten Autorität. Man fürchtete die beispielhafte Kraft des vorgelebten echten und beschränkten Weges des geringsten Widerstands.

Diesen Weg gehen sie nun und murren über die Apathie der Jugend. Noch einmal: Die Jugend braucht Vorbilder. Es gibt sie. Man richte sie nur, weithin sichtbar, auf! Man braucht ja, außer dem Weltuntergang, nichts mehr zu befürchten! Die Autorität des Staates, die parlamentarische Zweidrittelmehrheit und die Golddeckung sind ja gesichert! Außerdem: Die Sorge, die Zivilcourage und der politische, mit Lebensgefahr verbundene Gewissenskonflikt könnten, mit Hilfe bewundernswerter Vorbilder, Mode oder gar epidemisch werden, ist in unserem Vaterland unbegründet.

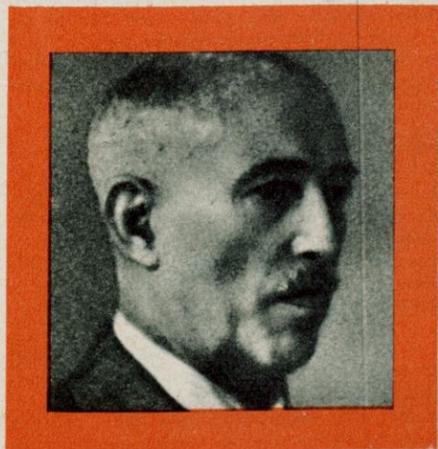
Also: Man gedenke ernstlich der Beispiele! Man schaffe die Vorbilder! Und man tue es, bevor der Hahn zum dritten Male kräht!

„Befehl ausgeführt!“ Wir haben gehorcht und sind es nicht gewesen. Der Mut, bar des Gefühls der Verantwortung und ohne jede Phantasie, ist unser Laster. Und Courage bleibt ein Fremdwort. Die Frauen und Männer des deutschen Widerstandes haben versucht, haben wieder einmal versucht, dieses Wort einzu-

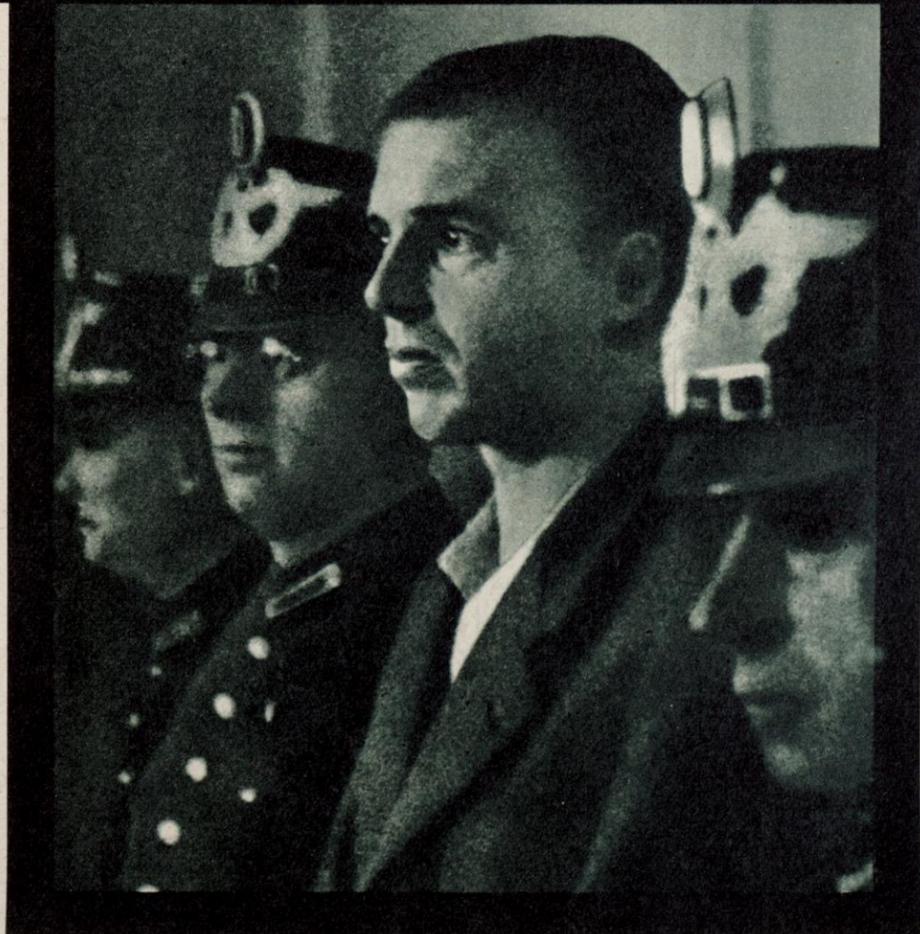
in die Vergangenheit, die unsere Politiker mit der Zukunft verwechseln, für diesen pompösen Rückzug ins Vorgestern bedarf es freilich keiner Wegweiser. Es sei denn präziser Anweisungen, ob man bei besagtem Marsch alle drei Strophen der alten Hymne oder nur die dritte zu singen habe. Für den blinden Gehorsam, für die Treue als das Mark der Ehre, für die Pflichterfüllung bis zur überletzten Minute bedarf es keiner neuen, ja überhaupt keiner Vorbilder hierzulande. Das und dergleichen gehört seit alters zum deutschen Abc. Treu sein, auch wenn darüber die Welt zugrunde geht, das kann man bei uns bekanntlich auswendig.

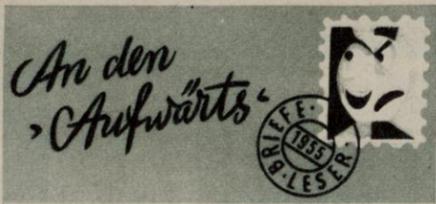
Die Frauen und Männer des Widerstandes wollten, als Freiwillige, im Namen des Volkes dessen physischen und moralischen Untergang verhindern. Im Namen des Volkes kämpften sie mit ihrem Gewissen, das zwischen Gehorsam und Verantwortung schwankte, um den Sieg des sittlichen Wertes. „Im Namen des Volkes“ wurden sie angespuckt, gequält und ermordet. Und im Namen des Volkes wäre es, als der Alptraum vorüber war, nur selbstverständlich gewesen, diese Nothelfer des deutschen Wesens gegen das deutsche Unwesen zu kanonisieren. Hier wäre Heldenverehrung „zukunftspolitisch wertvoll“ gewesen statt vor den Memoiren und Pensionsansprüchen überlebensgroßer Befehlsempfänger.

Im Drange der Geschäfte, der Staatsgeschäfte, wurde diese Pflicht und Schuldigkeit versäumt. In der Hast, das Mögliche zu erreichen, wurde das Not-Wendige — das, was die Not hätte wenden können — vergessen. Es wurde „verdrängt“. Der psychoanalytische Jargon ist am Platze. Denn so mancher derer, die heute regie-



deutschen. Sie setzten Ehre und Leben aufs Spiel, und sie verloren beides. Ihr Leben konnte man ihnen durch kein Wiedergutmachungsverfahren rückvergüten. Stellen Sie sich vor, man hätte es gekonnt! Stellen Sie sich die allgemeine und die amtliche Ratlosigkeit nur vor! Diese Frauen und Männer, als Heimkehrer aus dem Jenseits, mitten unter uns! Welch ein Drama! Was für eine deutsche Tragikomödie!





Vor den Kopf geschlagen

Als ich den Leserbrief unter der Überschrift „Feigling“ (Nr. 13/55) las, war ich im ersten Moment wie vor den Kopf geschlagen. Es ist eine Gemeinheit von Ihnen, Herr Schagalla, den Verfasser des Artikels „Du hast kein Gewissen“ (Nr. 12/55) als Feigling hinstellen zu wollen. Daß es Ihnen nicht gelungen ist, dessen können Sie sicher sein. Sie sind der Feigling, denn Sie denken nicht an Ihre Mitmenschen auf der anderen Seite dieser unglückseligen Grenze, die mitten durch Deutschland geht. Sie wollen sich von einer Jugend „verteidigen“ lassen, die weiß, daß unser Vaterland größer als die Bundesrepublik ist. Diese Jugend weiß auch, daß sie in einem Krieg, den Sie schon voraussehen scheinen, auf ihre Brüder und Schwestern schießen müßte. Deswegen ist sie auch bereit, sich notfalls lieber einsperren zu lassen als zu schießen.

Eckhard Eichstädt, Hannover-Ricklingen

„Unser Plan“

Ich sage nur zu dem, was ihr da ausgeheckt, ihr Brüder seid vom Deutschen Wunder [angesteckt. Laßt doch den Arab, wo der Pfeffer wächst, statt daß ihr ihn hierher nach Köln verhext, sehr bald, o Aufwärts, sagt der Maure, [ich bedauere das Land der Ollenhaure, Adenaure — weh dem, den man heut nach Teutonien lockt! Nee, der soll froh sein, daß er in Arabien [hockt — Mit einem Wort, laßt die zu Haus, hier werden die doch bloß Mau-Maus.

Lothar Schmidt, Hamburg

Verboten

Ich schließe mich ganz der Meinung von Helga Scholz, Augsburg (Nr. 14/55), an. Es sollte den Händlern verboten werden, an Jugendliche

unter 21 Jahren Motorräder verkaufen zu dürfen. Bernhard Sieber, Köln

Junge Union

Es blieb der Jungen Union (Leserbrief Nr. 14/55) vorbehalten, festzustellen, daß ohne religiöses Gefühl ein Gewissen nicht denkbar ist. Sie sollten einmal versuchen, zu erfahren, wie die Theologie darüber denkt.

Karl Scheyermann, Bonn

Der Brief der Jungen Union hat uns nichts Neues über diese Jugendorganisation der CDU zur Kenntnis gebracht. Wir wußten schon lange, daß sie stets getreulich im Kielwasser der Kanzlerpolitik schwimmt. Dankbar bin ich ihr nur für ihre klaren Worte, daß sie politische Gründe zur Wehrdienstverweigerung nicht als Gewissensgründe anerkennen will. Ich dagegen habe meine politischen Entscheidungen sehr „gewissen“haft getroffen. „Gewissen“lose politische Entscheidungen haben Deutschland schon einmal an den Rand des Abgrunds gebracht.

Horst Kleinschmidt, Bremen

Froh sein

Es ist heute ganz modern geworden, zu beklagen, daß sich eine Massentouristik entwickelt hat, daß täglich Hunderte und Tausende von Menschen zur gleichen Zeit ehrwürdige Kulturdenkmäler des Abendlandes besichtigen. Ich gebe zu, daß diese Besichtigungen und „Bildungsreisen“ häufig eine Art Rummelplatzcharakter annehmen. Diese Tatsache sollte uns aber nicht dazu verleiten, die Erscheinung der Massentouristik grundsätzlich zu beklagen. Wir müßten im Gegenteil froh darüber sein, daß es im Zeitalter der Technik überhaupt möglich ist, Tausende und Zehntausende an das kulturelle Erbe des alten Europas heranzuführen. Soll denn dieser unschätzbare Besitz ewig und immer nur einigen wenigen finanzkräftigen Bildungsreisenden vorbehalten bleiben? Ich bin sicher, daß die negativen Seiten der Massentouristik in den kommenden Jahren mehr oder weniger verschwinden werden. So ist es auch mit der Motorisierung der Jugend. Es ist erfreulich, daß nicht nur wohlhabende Menschen sich ein Kraftfahrzeug leisten können. Und die negativen Seiten der Motorisierung können mit einigen Anstrengungen schon bald verringert werden. Dr. Fritz Steigerer, Mainz

Wiedervereinigung in Freiheit

Erklärung des Paulskirchen-Kreises zur Genfer Konferenz

„Das deutsche Volk hat ein Recht auf seine Wiedervereinigung!“ Mit dieser Mahnung haben wir uns am 29. Januar 1955 von der Paulskirche aus an den Bundestag und die Bundesregierung gewandt, damit sie alle nur denkbaren Anstrengungen unternehmen, die zur Wiedervereinigung Deutschlands führen könnten; vor allem hatten wir die vier Besatzungsmächte aufgefordert, dem Verlangen unseres Volkes nach Einheit Rechnung zu tragen.

Angesichts des bevorstehenden Zusammenkommens der Regierungschefs der Vereinigten Staaten von Amerika, von Großbritannien, Frankreich und der Sowjet-Union erheben wir noch einmal unsere Stimme, um zu erklären: Die Zeit zum Handeln in der Frage der friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands ist jetzt gekommen. Es muß und kann ein Weg gefunden werden, der zu diesem Ziel führt. Der Beitrag, der von den vier früheren Besatzungsmächten geleistet werden kann, muß darauf hinauslaufen, daß von allen Seiten die Versuche eingestellt werden, die deutschen Teilstaaten oder ganz Deutschland jeweils in das Militärsystem des Ostens oder des Westens eingliedern zu wollen. Wenn sich die vier Verhandlungsmächte in Genf auf die Einstellung solcher Versuche einigen könnten, würde der in letzter Zeit spürbar gewordene Prozeß der internationalen Entspannung eine wesentliche Förderung erfahren. Wer den Status quo mit seinen Gefahren für den Frieden überwinden will, der muß auch bereit sein, die Bindungen der Bundesrepublik und der sowjetisch besetzten Zone an die Militärsysteme in West und Ost — NATO und Warschauer-Pakt-Organisation — zur Erörterung zu stellen.

Mit dem Verzicht auf die Eingliederung der Bundesrepublik und der sowjetisch besetzten Zone und später des wiedervereinigten

Deutschlands in ein Militärsystem des Ostens oder des Westens wäre gleichzeitig die Möglichkeit gegeben, im Rahmen der Vereinten Nationen ein System zu schaffen, das das berechnete Sicherheitsbedürfnis unseres Volkes und der anderen Staaten befriedigt.

Die Bundesregierung hat in dieser Situation die Pflicht, jede sich bietende Chance zur Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit durch eigene Vorschläge zu nutzen. Das deutsche Volk erwartet, daß die Bundesregierung solche Vorschläge zur Wiedervereinigung auch an die Spitze stellt, wenn es in nächster Zeit zu direkten Gesprächen der Bundesregierung mit der Regierung der Sowjet-Union kommt.

Die Bundesregierung hat darüber hinaus auch die Verpflichtung, die vier früheren Besatzungsmächte in geeigneter Weise darauf aufmerksam zu machen, daß eine weiter andauernde Spaltung Deutschlands als ein ständig den Frieden bedrohender Faktor angesehen werden muß. Die Teilung Deutschlands wäre die schlechteste und eine nur trügerische Voraussetzung für das von allen Großmächten angestrebte friedliche Nebeneinanderleben der Staaten und Völker.

Das deutsche Volk wird sich mit einer sogenannten Koexistenz der Teile des getrennten Deutschlands niemals abfinden können. Es wird nicht eher ruhen, bis das Ziel der Wiedervereinigung in Freiheit erreicht ist.

Alfred Dörmann
Paul Janiger
Ernst Lange
S. Ollenhain

Blickpunkte

Die dritte Strophe

Es war rein zufällig, daß ich am Mittwochabend die Sendung „Wer gewinnt“ des NWDR anhörte. Es handelte sich um ein Städte-Quiz Oldenburg-Sachsenhausen, das direkt vom Band gesendet wurde. Dabei wurden einige Teilnehmer nach der dritten Strophe des Deutschlandliedes gefragt. Drei konnten sie nicht nennen, worauf im Saal dröhnendes Gelächter anhub. Der vierte konnte sie schließlich nennen. Der Leiter der Sendung war der Conférencier Hans-Joachim Kulenkampff, gegen den Oberstaatsanwalt Dr. Gerd Hiete aus Braunschweig sich nunmehr beschwerdeführend an Bundespräsident Heuss und an Generaldirektor Grimme vom NWDR gewandt hat, weil er glaubt, daß in dieser Sendung das Deutschlandlied verunglimpft wurde.

Gelächelt habe ich auch, wurde dann aber sehr ernst, da ich mich an einige Tatsachen erinnerte, die ich kurz vorher gelesen hatte. Nach einer Untersuchung des „Instituts für Demoskopie“ wissen in Westdeutschland 57% der erwachsenen und politisch mündigen Menschen nicht, was Nationale Souveränität ist, 60% wissen nicht, was eine Regierungskoalition ist, 81% wissen nicht, was eine Große Koalition ist, 43% wissen nicht, was man unter Opposition versteht, 74% wissen nicht, was die NATO ist. Genug davon, wer sich noch weiter erschüttern lassen will, der lese das Buch „Antworten“, das der „Verlag für Demoskopie, Allensbach am Bodensee“ vor kurzem herausgegeben hat.

Die erste Strophe des Deutschlandliedes hätten wahrscheinlich alle vier Teilnehmer gewußt, aber die hat uns nicht „über alles“, sondern unter alle Würde gebracht, deshalb wird sie zum Glück auch nur noch von unentwegten Nationalisten gesungen. Was das Lachen der Zuhörer anbetrifft, so könnte es zeigen, daß der Gedanke der „Nation“ kaum noch lebendig ist; was aber die Beschwerde des Herrn Oberstaatsanwalts betrifft, so macht sie in ihrer Humorlosigkeit unsere Situation nur noch trauriger.

Wenn jemand eine Reise macht ...

Es besteht kein Zweifel mehr darüber, daß Rußland mit der Freigabe Österreichs und der Aussöhnung mit Tito zur weltpolitischen Entspannung beigetragen hat. Man braucht deshalb nicht unbedingt als bodenloser Optimist verschrien zu werden, wenn man der Hoff-

nung Ausdruck gibt, daß diese Politik anhalten möge. Es soll in diesen wenigen Zeilen nicht untersucht werden, ob diese Politik aus innerer Schwäche geschieht oder ob es, wie die bodenlosen Pessimisten annehmen, nur ein neuer Trick ist, um auf anderem Wege zur Weltrevolution zu kommen. Ich bin der Ansicht, daß weder das eine noch das andere der Grund ist, sondern die Kenntnis von der verderbenbringenden Auswirkung eines eventuellen Atomkrieges weitgehend die Wandlung bewirkt, eine Wandlung, die sich ja auch in der amerikanischen Außenpolitik in steigendem Maße bemerkbar macht.

Im Zuge dieser Entspannung haben sich auch die Tore Rußlands ein wenig geöffnet. Wir gestehen, daß wir uns darüber freuen, ohne daß wir deshalb Kommunisten werden oder verkennen, daß Rußland nach wie vor ein diktatorisch regiertes Land ist. In letzter Zeit sind eine Reihe Redakteure und Journalisten großer westdeutscher Zeitungen nach Rußland gereist, um den russischen Alltag zu erkunden. Übereinstimmend geben sie zu, daß sie sich völlig frei bewegen konnten, um ihre Feststellungen zu treffen. Die Berichte sind unterschiedlich. Manche sind fast lyrisch, aber es gibt welche darunter, die unser Wissen um den russischen Alltag erweitern, z. B. die Berichte des Chefredakteurs der „Frankfurter Rundschau“, Karl Gerold, der deshalb nicht in den Verdacht kommen kann, er sei Kommunist geworden. Wenn wir in Frieden leben wollen, wenn unser Land wiedervereinigt werden soll, dann brauchen wir die Kenntnis der Lage in Rußland. Wir brauchen ungeschminkte Bilder des russischen Lebens. Es sollte nicht mehr passieren, was dem Journalisten passierte, der für die FAZ in Rußland war. Als er, wieder auf deutschem Boden, die erste westdeutsche Zeitung in die Hand nimmt, liest er von der waffenstarken Parade am „Tag der Roten Armee“. Nun, der Journalist gab bekannt, daß er am selben Tag kreuz und quer durch Moskau gefahren war; was als „waffenstarr“ hingestellt wurde, waren große Schneeschipper. Eine Parade hatte gar nicht stattgefunden. Im Verkehr der Völker sollte nur Wahrheit gelten. Und — um es am Ende zu sagen — wir wollen die ganze Wahrheit, auch die über die Zwangsarbeitslager in Rußland, die hoffentlich im Zuge der Weltentspannung bald zu den Schatten der Vergangenheit gehören.

Hans Dohrenbusch



Werner Hansen

50 Jahre alt

Am 31. Juli 1955 begeht der Vorsitzende des DGB-Landesbezirks Nordrhein-Westfalen, Werner Hansen, 50. Geburtstag. Das Elternhaus Hansens war in Hannover, wo sein Vater ein kleiner Postbeamter war.

Bereits 1926 trat Werner Hansen als kaufmännischer Angestellter dem „Zentralverband der Angestellten“ bei. Von 1931 bis 1933 war er Vorstandsmitglied der Ortsverwaltung Bremen.

Mit Hitlers Machtübernahme 1933 war Werner Hansens Tätigkeit in Bremen nicht weiter möglich, da er als „politisch unzuverlässig“ erklärt wurde und mit seiner Verhaftung und Überführung in ein Konzentrationslager zwecks „Umerziehung“ zu rechnen war. Werner Hansen ging nach Köln, wo er das Zentrum einer illegalen Gewerkschaftsgruppe wurde. Seit jener Zeit ist Köln Werner Hansens Wahlheimat geworden. Es war Werner Hansen, der insbesondere von Köln aus die Beziehungen zu der „Internationalen Transportarbeiter-Föderation“ wie zu anderen freien Gewerkschaften anknüpfte und so von Deutschland aus den wichtigen Fäden mit dem Westen nicht mehr abreißen ließ.

Bis zum Jahre 1937 konnte Werner Hansen diese illegale Arbeit im Rheinland leitend durchführen, bis auch ihm die Stunde schlug, wo er von der Gestapo als „Rädelführer“ gesucht wurde. Da mit einem sehr schweren Urteil zu rechnen war, mußte Werner Hansen Deutschland verlassen. Er kam über Frankreich kurz vor Ausbruch des Krieges nach England, wo er in der Gruppe „deutscher Gewerkschafter in England“ tätig war.

Nach den Ereignissen bei Dünkirchen wurde Werner Hansen wie so viele deutsche Sozia-

listen in der Emigration nach Australien geschickt, wo er etwa ein Jahr verbleiben mußte, bevor die Engländer erkannten, daß die deutschen Gewerkschaften und Sozialisten keine andere politische Hoffnung hatten als die Beendigung des Krieges und die Beseitigung des Hitler-Regimes.

Als einer der ersten 1945 nach Deutschland zurückgekehrt, beteiligte sich Werner Hansen an der Ausarbeitung der Grundsätze, nach denen die neue Gewerkschaftsbewegung später gebildet wurde. Bereits im März 1945 bereitete er im linksrheinischen Gebiet, zusammen mit Hans Böckler und dem Siebener-Ausschuß, die Neugründung der Gewerkschaften vor. Nach vollzogenem Aufbau der Gewerkschaften im Rheinland wurde Werner Hansen mit der Leitung des gewerkschaftlichen Zonensekretariats für die britische Zone in Bielefeld betraut, mit der Aufgabe, die organisatorische Vorbereitung für den Zusammenschluß der Gewerkschaften der britischen Zone durchzuführen. Es war ein Auftrag, den Werner Hansen von Hans Böckler bekommen hatte, der ihn für sich nach Bielefeld delegierte.

Nach dem Gründungskongreß der deutschen Gewerkschaften 1947 übernahm Werner Hansen als Nachfolger von Hans Böckler die Leitung des Bezirks Nordrhein-Westfalen.

Nordrhein-Westfalen, der größte, umfassendste und wegen seiner industriellen Struktur bedeutendste Landesbezirk des DGB, wurde durch Werner Hansen auf allen Gebieten der wirtschaftlichen Gleichberechtigung führend. Hansen und sein Landesbezirk waren dabei, als die Hattenheimer Gespräche mit den Unternehmern geführt wurden, und es ist seinem unbegrenzten Willen zu danken, daß der Landtag von Nordrhein-Westfalen ein Wirtschaftskammergesetz verabschiedete. Hansen setzte es durch, daß in der Verfassung von Nordrhein-Westfalen die paritätische Mitbestimmung der Arbeitnehmer verankert wurde, weil es ihm gelang, die gewerkschaftliche Einheit auch im parlamentarischen Raum wirksam werden zu lassen.

Werner Hansen kommt von unten. Er kennt Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit und weiß aus eigener Erfahrung, was der Kampf der Gewerkschaften und Arbeitnehmer um Mitbestimmung im wirtschaftlichen Geschehen bedeutet. Das hat ihn dazu gebracht, seine ganze Kraft dieser Arbeit zu widmen, und sie ist sein Beruf geworden.

Das Aktionsprogramm des DGB ist die letzte große Leistung Werner Hansens und seines Landesbezirks gewesen. Nicht, daß er sich anmaßte, ein Aktionsprogramm allein auf die Beine zu stellen, aber es war der Landesbezirk des DGB von Nordrhein-Westfalen, der nie müde wurde, dieses Aktionsprogramm nicht nur zu fordern, sondern auch seine wesentlichsten Merkmale so zu formulieren, daß sie zum Gemeingut aller Gewerkschaften wurden. Die letzte Wahl der DGB-Landesbezirkskonferenz Nordrhein-Westfalen im März 1955 in Köln wurde zu einem der größten Erfolge Werner Hansens. Die Einheit der Gewerkschaft wurde durch seine beispiellose Wiederwahl einmütig demonstriert.

Weißer Wäsche und harte Steine

Junge und alte Frauen in Portugal



Frauen müssen Schwerarbeit leisten. In Portugal. In diesem westlichsten Land Europas herrschen andere Sitten als in „Westeuropa“. Da es keinen Mittelstand gibt, gibt es nur Arme und Reiche. Und die Armen sind natürlich in der Überzahl. Wie ein Lasttier trägt die Frau aus Coimbra ihre Wäschelast auf dem Kopf. Sie sammelte sie in den Häusern der Reichen, um sie am Fluß zu waschen (Bild oben).



Männer kassieren nur. Mitten auf der Brücke über den Fluß haben sie ihr Zollhaus errichtet. Die Frauen müssen an der fordernden Hand vorbei, weil nur auf der anderen Seite des Flusses gewaschen werden darf. Von ihrem geringen Lohn müssen sie also noch diesen Obolus an die Männer entrichten. Mit ihrer Schwerarbeit, die sie tagaus, tagein leisten, können sie kaum ihr karges Brot verdienen.



Auf einem Stein säubern die Wäscherinnen von Coimbra das ihnen anvertraute Gut. Das kalte Wasser beißt ihnen in die Haut. Wäsche und Haut aber werden blütenweiß (oben). Die Frauen benutzen ihre Arbeit zugleich zur Toilette. Dabei werden die Haare genau so weich vom Wasser des Flusses in Coimbra wie vom Schampun und Parfüm des vornehmsten Coiffeurs in der großen Stadt.

Auf viele Steine müssen dagegen diese Frauen schlagen (unten). Sie schwingen den schweren Hammer, um die Schotterstraßen, die nach Coimbra führen, immer wieder in einen fahrbaren Zustand zu versetzen. In glühender Hitze sitzen sie schweißtriefend tagaus, tagein am Straßenrand und schlucken Staub. Für sie sind die Wäscherinnen beneidenswert. Aber arm sind sie alle, denn sie leben in Portugal.



Braungebrannt und in weißer Wäsche sitzen die Frauen am Ufer des Flusses, die Stadt vor ihrem Gesicht. Dort drüben wohnen die Reichen, für die sie die Kleider säubern. Das Wasser ist beißend kalt, aber die Sonne brennt und trocknet den Stoff schnell. Trotz der schweren Arbeit und des geringen Lohnes verlieren die Frauen ihre gute Laune nicht. Hier am Fluß sind sie wenigstens unter sich...



Die Arbeit ist getan. Die saubere Wäsche wurde sauber in der Holzbütte verpackt und alles zusammen hoch auf den Kopf gewuchtet. Die Frauen von Coimbra sind diese „Kopfarbeit“ seit ihren Jugendjahren gewöhnt. Deshalb sind die Lasten allerdings nicht weniger schwer. Die Frau muß ihre Arme ordentlich in die Hüften stemmen. Sie balanciert die schwere Last aus. (Fotos: Seeger)

FOLGEN Am Vorabend der Genfer Konferenz hat die Sowjet-Union ihre Haltung zum Deutschlandproblem präzisiert. Sie trete zwar nach wie vor für die Wiedervereinigung Deutschlands ein, jedoch sei diese Frage durch den Abschluß der Pariser Verträge „an die zweite Stelle gesetzt“. Es hänge jetzt alles davon ab, „ob Westdeutschland zu einem militärischen Staat innerhalb einer militärischen Gruppierung gemacht wird oder ob Maßnahmen ergriffen werden, eine solche Entwicklung zu verhindern“. Gegebenenfalls bleibe nur der Weg eines „gesamteuropäischen Sicherheitspaktes, dem sowohl die Bundesrepublik als auch die Deutsche Demokratische Republik beitreten können“.

— Und das scheint leider die einheitliche Linie auf der Genfer Konferenz zu werden.

NEHRU Nach seiner großen diplomatischen Reise, die ihn in die Sowjet-Union, nach Jugoslawien, Italien, Wien, Prag und London geführt hatte, nahm der indische Ministerpräsident Nehru seinen Rückweg über die Bundesrepublik, wo er auf dem Düsseldorfer Flughafen Lohausen für wenige



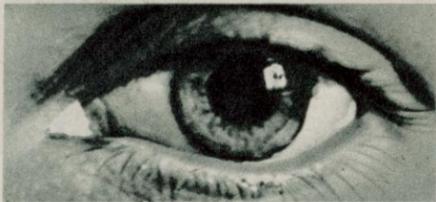
Für die Freiheit in den Bunker

„Besondere Fürsorge“ für einen jungen Kämpfer des 17. Juni — Eine Reportage von Udo Hoffmann

Am 17. Juni 1953 horchte die Welt auf. In Ostberlin, in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, entlud sich die jahrelang aufgestaute Erbitterung der arbeitenden Menschen. Der Druck des Regimes, das Antreibersystem in den Fabriken, die schlechten Lebensbedingungen trieben die Menschen zu einer offenen Empörung, die man für unmöglich gehalten hatte. An diesem Aufstand nahmen auch zwei einfache Menschen, Mutter und Sohn, teil, die wie viele andere nach seiner Niederschlagung in den Westen flüchten mußten. Auf Umwegen landeten sie endlich in Düsseldorf. Als in diesem Jahr die freie Welt am 17. Juni des Aufstandes gedachte, schrieb die Mutter einen Brief an den DGB. Ob es aber, so schrieb sie, nicht ebenso wichtig sei, geflüchtete Teilnehmer des Aufstands wieder in menschliche Lebensbedingungen zu bringen? Mutter und Sohn landeten nämlich in einem Bunker.

In der Aufenthaltserlaubnis des Wolfgang F. ist zu lesen: „Der Aufnahmeausschuß kam jedoch zu dem Beschluß, dem Antragsteller die Notaufnahme im Bundesgebiet als Ermessensentscheid zu gewähren, da er als jugendlicher der besonderen Fürsorge bedarf und einen förderungswürdigen Eindruck macht.“ Wie sieht in der Bundesrepublik diese Fürsorge und diese Förderung für einen 21jährigen jungen Menschen, der sich aktiv am Protest gegen die Unfreiheit beteiligt hat, aus? Wolfgang hat in Ostberlin zwei Jahre lang als Kellnerlehrling in einem guten Hotel gearbeitet. Zwölf Monate nach dem 17. Juni 1953 wäre seine Lehrzeit beendet gewesen. Hier im Westen aber wollte man seine zwei Lehrjahre nicht anrechnen. Da er auch nicht noch einmal von vorn anfangen konnte, fand er keine Lehrstelle. So muß er also als Hilfsarbeiter gehen und in einem Bunker hausen.

Seit 15 Monaten hausen Mutter und Sohn in diesem Düsseldorfer Bunker, und wenn nicht ein Wunder geschieht, werden sie bestimmt noch einmal solange darin sitzen. Um sich eine „frei-finanzierte“ Wohnung zu besorgen, haben diese Opfer des 17. Juni 1953 natürlich kein Geld. So zittern sie weiterhin jeden Abend, wenn die Zeit kommt, um wieder in das „Betongrab“ zu gehen. „Wir werden langsam aber sicher gemütskrank hier“, sagt die Mutter, die in Berlin als Straßenbahnschaffnerin gearbeitet hat und eine Wohnung im Stich lassen mußte. Und: „Unsere Kabine kommt uns immer wie eine Gefängniszelle vor. Nur die Luft wird wohl im Gefängnis besser sein.“ Mutter und Sohn machen sich Gedanken, ob es nicht ein Mißverhältnis ist, wenn der Opfer des 17. Juni feierlich gedacht wird, während man geflüchtete Teilnehmer am Aufstand in Bunkern vergißt.



Stunden zwischenlandete und vom nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Arnold empfangen wurde.

— Nach Bonn hatte man den indischen Premier offenbar aus Furcht vor neutralistischer Ansteckung nicht eingeladen.

KONKURS Der BHE, die vierte Koalitionspartei des Kanzlers, befindet sich nach dem Austritt seiner beiden Minister Kraft und Oberländer sowie weiterer neun Abgeordneter in voller Auflösung. Die BHE-Partei, die sich später in „Gesamtdeutscher Block“ umbenannte, war unter dem Flüchtlingsetikett von Waldemar Kraft gegründet worden, hatte sich jedoch vielerorts zu einem reinen Sammelbecken nazistischer und weit rechts stehender Elemente entwickelt. Die Gunst der Wahlarithmetik hatte den BHE im Bund und in mehreren Ländern in eine parlamentarische Schlüsselstellung gebracht, die jedoch nicht das fehlende politische Fundament ersetzen konnte.

— Politisches Geschäft ohne geistige Überzeugung ist eben doch keine Basis für eine politische Partei.

OHREIFE Die Arbeitsgemeinschaft christlich-sozialer Gewerkschafter im DGB hat sich auf einer Tagung in Dortmund gegen die Gründung christlicher Gewerkschaften ausgesprochen. Dies sei auch die Meinung der Katholischen Arbeiter-Bewegung, von deren 5000 Mitgliedern sich nur 900 für christliche Gewerkschaften einsetzten. Statt dessen solle versucht werden, die Einheitsgewerkschaft zu reformieren, was bisher trotz gegenteiliger Versicherungen noch gar nicht geschehen sei. Sodann wandte sich die Arbeitsgemeinschaft gegen den Anspruch des CDU-Abgeordneten Winkelheide, verbindlicher Sprecher der christlich-sozialen Gewerkschafter zu sein.

— Womit gewissen Herren ja nun eine eindeutige Antwort erteilt sein dürfte!

ERHARD Während die aus Liberalen und Sozialisten bestehende Regierung Belgiens die Einführung der 40-Stunden-Woche grundsätzlich beschloß, erklärte Professor Erhard, im Augenblick reiche nicht einmal die 48-Stunden-Woche aus, um unseren Bedürfnissen zu genügen. „Die Verwirklichung der 40-Stunden-Woche wäre wirtschaftlicher Selbstmord“, meinte der um unser wirtschaftliches Wohl so sehr besorgte Professor. — „Andere Länder, andere Sitten!“ kann man da nur sagen.

SIGNAL Der Landtag von Nordrhein-Westfalen befaßte sich in seiner letzten Sitzung vor den Ferien mit dem Fall der Professorin an der Pädagogischen Akademie Bonn, Dr. Klara-Maria Faßbinder, die auf Grund von Anschuldigungen des Gesamtdeutschen Ministeriums und Verleumdungen eines aus der Sowjetzone geflüchteten Betrügers ihrer Ämter enthoben worden war. Durch die Erklärungen von Kultusminister Schütz wurde Frau Faßbinder, die führendes Mitglied der katholischen Friedensbewegung ist, von den Vorwürfen der politischen Tätigkeit für die Sowjets rehabilitiert. „Auch wer politisch anderer Auffassung ist als der Bundeskanzler, muß in gesicherter Freiheit leben können“, sagte der SPD-Abgeordnete Dr. Siemsen in der Debatte.

— Und die Demokraten können gar nicht genug auf der Hut sein, diesem Standpunkt immer wieder Geltung zu verschaffen!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.



Lustig ist das Grenzjägerleben

Die meinungsbildenden Manager wären schlechte Propagandisten, wenn sie sich nicht des Films bedienen würden, denn in den 108 000 Kinos mit 56 Millionen Plätzen, die es in der Welt gibt, werden jährlich den elf Milliarden Besuchern 1700 neue Filme gezeigt.

Auch in der Bundesrepublik ufat es schon wieder, und die Heimatglocken schwingenden, rotbelippten Schwarzwaldmädel in der träumenden Heide genügen den durchaus nicht verträumten Filmproduzenten ebenso wenig wie die auf Vaters-Hugenbergs-Pferden für Deutschland reitenden Helden, sondern man fährt — vorläufig noch im Film — auch schon „beiderseits der Rollbahn“, als Vorspiel zum „Opfergang“. Hier eine kleine Auswahl heiter-besinnlicher Politik-der-Stärke-Filme:

Kreuzzug der Freiheit! Wüstenfuchs! So war der deutsche Landser! Unternehmen Edelweiß! Schütze Bumm! Zurück marsch, marsch!

Für die nächste Zeit droht dem bundesrepublikanischen Filmbesucher die folgende Auswahl: Rote Linie! Das war der Barras! K. v. — der nächste! Helm und Hut! Gestellungsbefehl! Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren! Und der in Spanien gedrehte Film „Legion Condor“. Es handelt sich um eine Geschichte aus dem spanischen Bürgerkrieg mit

einigen, wie von seiten der Produktion versichert wird, „saftigen antikommunistischen Szenen“.

Diese unvollständige Liste wird durch den vor kurzem von der Münchner Ariston-Filmgesellschaft fertiggestellten Kurzfilm „Schön ist das Grenzjägerleben“ ergänzt. Dieser die Wehrkraft fördernde militärpolitische Kulturfilm wurde im Auftrag des Bundesinnenministeriums gedreht und soll „das Leben beim Grenzschutz“ schildern, und es besteht des weiteren die Absicht, diesen Streifen den „Arbeitsämtern zur Verfügung zu stellen“.

In einer Meldung zu diesem Film heißt es: „Das Mittagessen wird von netten Mädchen serviert, und als beim Unterricht ein Vorgesetzter auf seine Uhr sieht und merkt, daß er die Zeit überschritten hat, entschuldigt er sich bei den Grenzjägern.“

Nichts gegen den Grenzschutz, soweit er an der Grenze steht; nichts gegen den sich bei der Mannschaft entschuldigenden Offizier; und schon gar nichts haben wir gegen nette „das Mittagessen servierende Mädchen“ einzuwenden. Doch kann man sich bei der Vorankündigung für diesen Film nicht des Eindruckes erwehren, daß hier nicht nur für das „Grenzjägerleben“, sondern für das Kasernenleben

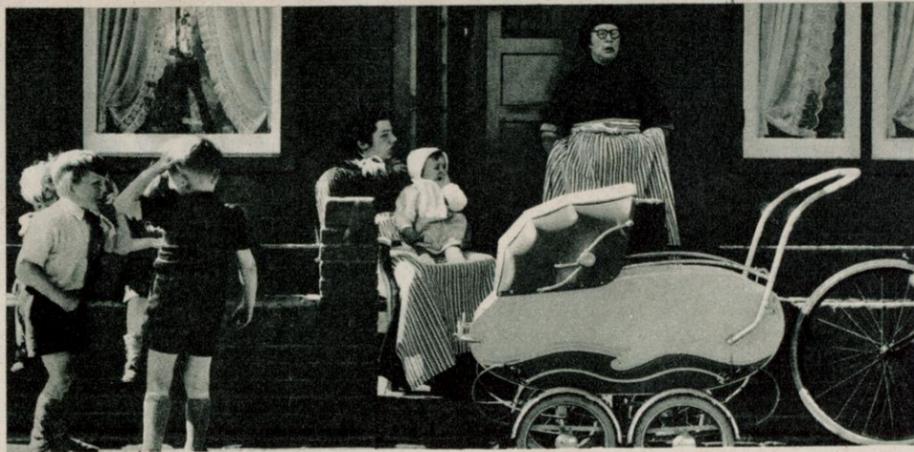
im allgemeinen Propaganda gemacht wird. Und deshalb sollte auch an andere nette Kinder, Mädchen und Frauen erinnert werden, die vielleicht auch eben Soldaten das Mittagessen serviert haben, als vor zehn Jahren die erste Atombombe abgeworfen wurde. Einige von ihnen wurden vor kurzem nach den USA gebracht, um durch kosmetische Operationen ihre verunstalteten Gesichter verschönt zu bekommen. Aber andere nette japanische Mädchen hatten nach dem Abwurf der Atombombe auf Grund der radioaktiven Einwirkungen Kinder zur Welt gebracht, deren Nervensystem oder Knochenbau degeneriert war oder die mit mißgestalteten Lippen und Zungen oder mit Wolfsrachen das Licht einer atomverseuchten Welt erblickten. — Erblickten, soweit sie überhaupt sehen konnten, denn einige von den Babys kamen ohne Augen, ja sogar ohne Augenhöhlen zur Welt.

Bei anderen dieser netten Frauen, die lebend verbrannten, hing in großen Streifen „die Haut lose herunter“, und ihre Gesichter waren „mit schwarzen Blasen“ verbrannt und der ganze „Körper mit roten Flecken übersät“. Des weiteren gab es Mädchen und Frauen, die nach einem schrecklichen Durchfall starben und die vor dem Sterben „dunkelrote Stücke ausspuckten“, bis sie erstickt waren, deren „Gesichter zu einer einzigen Blase angeschwollen“ waren und die „am Hals und an der Brust furchtbare Brandwunden“ aufwiesen.

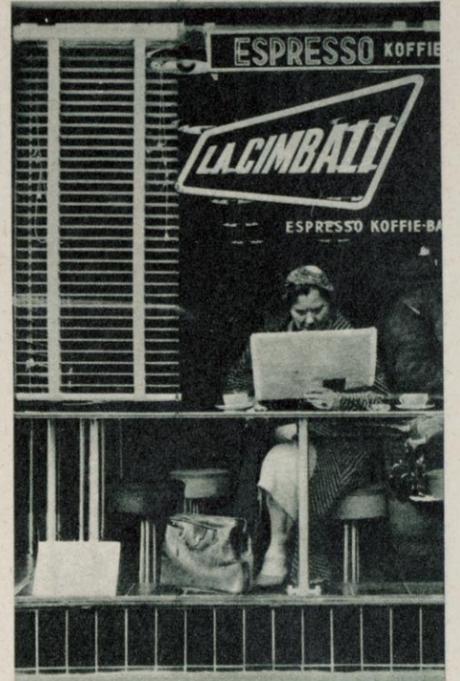
Vielleicht wäre es gut und lehrreich, wenn die Produzenten und Beauftragten solcher beschaulicher Kurzfilme auch das Ende der Mädchen und Frauen von Hiroshima und Nagasaki im Filmstreifen festhalten würden, allerdings könnte ein solcher Dokumentarfilm dem Film- und Kriegsgeschäft schaden. Kurt Hirsch



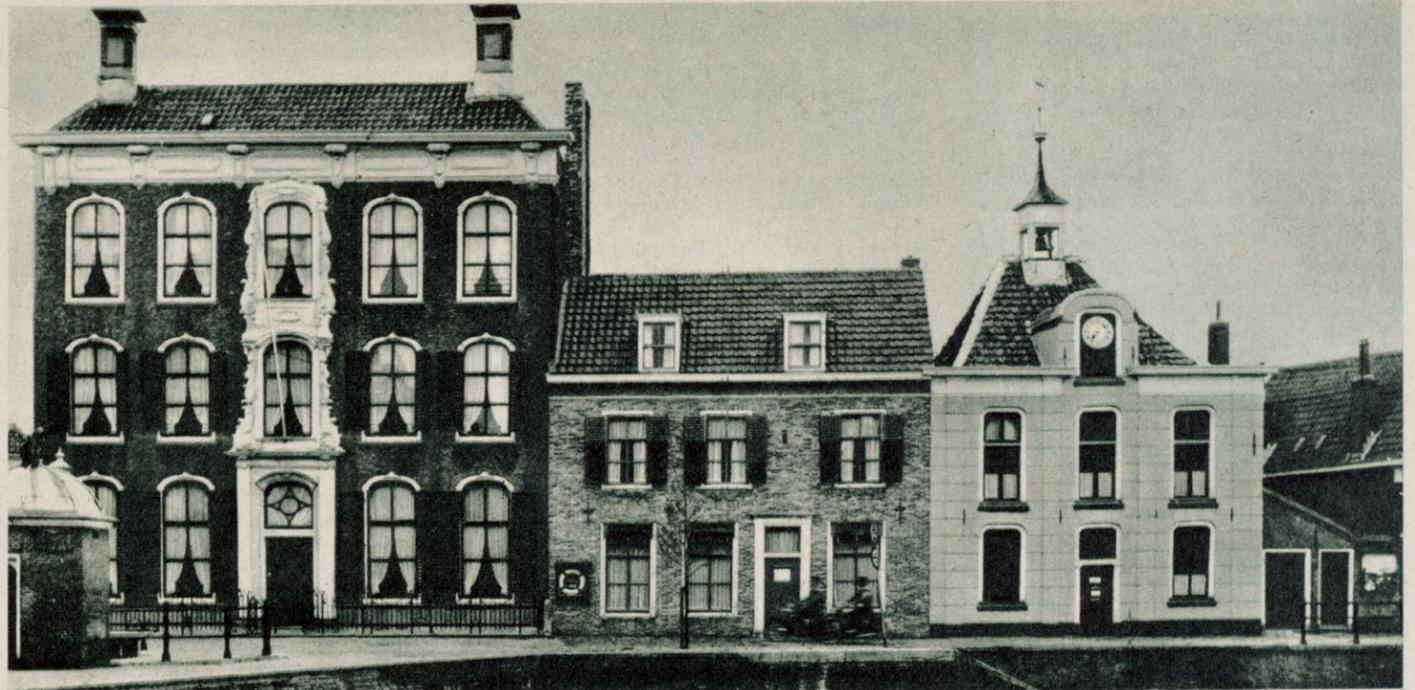
Mit offenem Mund staunt Marlis aus München über Holland. Die gewohnten Berge fehlen. Das Land ist flach und von Kanälen durchzogen. Und die Holländer? „Sie sind nicht so, wie ich sie mir vorgestellt habe“, sagte Marlis erstaunt zu unserem Reporter. Von der vielgestaltigen Kultur dieses kleinen Landes hatte sie keine Ahnung. Dabei wäre der Reichtum dieser Kultur eines Kontinents würdig.



Frauen in Trachten sitzen im Fischerdorf Volendam am Zuidersee mit ihren Kindern auf der Straße, wie sie vor Jahrhunderten auch schon dort gegessen haben. Sie warten auf ihre vom Aalfang heimkehrenden Männer. Auch diese fahren in ihren Pluderhosen und Käppchen zur See. Keine moderne Entwicklung wird sie davon abhalten. Volendam mit seinen Gassen und Fischern ist ein Teil des heutigen Hollands.



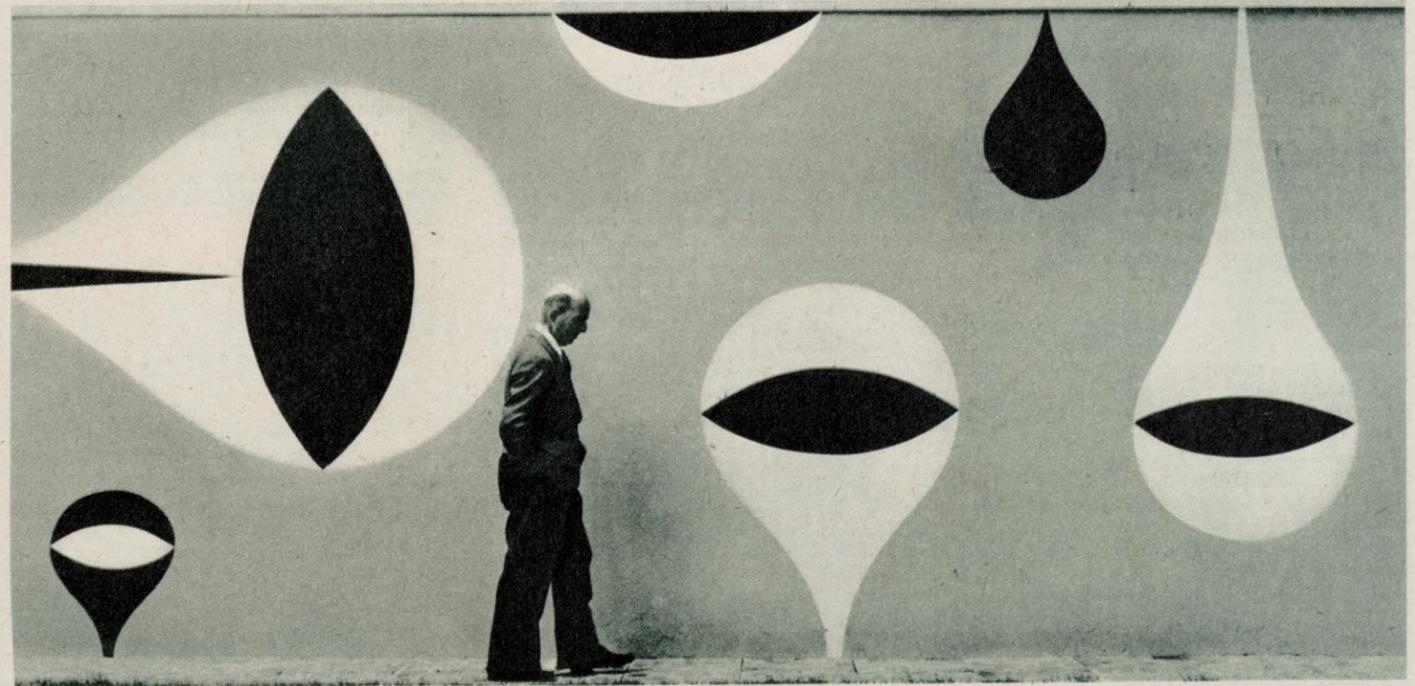
Frauen, mit neuestem Chic gekleidet, sitzen nur 20 km von Volendam entfernt in ultramodernen Cafés. Hollands Hauptstadt, Amsterdam, seit Jahrhunderten wirtschaftliches Zentrum des Landes, hat neben seinen mittelalterlichen Stadtteilen bei den berühmten Grachten ebenso berühmte Arbeitersiedlungen. Die sozialistische Regierung baute sie vor 30 Jahren. Der Anfang einer modernen Architektur.



Hollands Kriegswunden vernarben

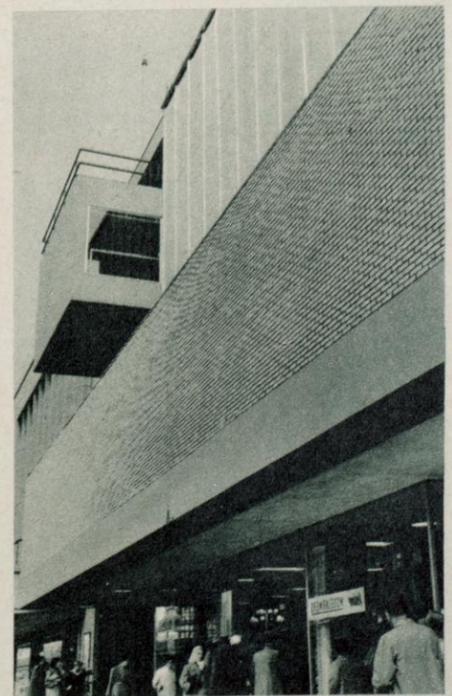
Eine Reportage von Heinz Held

Schöne alte Häuser wie diese (rechts oben) aus dem 18. Jahrhundert in Goes sind Schmuckstücke der Baukunst und Wohnkultur. Man findet sie überall in den Niederlanden. Ihre Formen, strenge Flächenaufteilung und spielerische Barockornamente kehren auch heute in der holländischen Baukunst sinnvoll verändert wieder. Ein Pavillon (rechts), den die Manufaktur „Lerdam“ in Rotterdam erbaute.



Drei Fotos charakterisieren Holland. Holländische Dörfer mit Windmühlen (oben) der Mutterboden der niederländischen Zivilisation. Sie ernähren das Land, und ihre Gutshöfe sind die Geburtsstätten der urbanen Kultur. Das Rathaus zu Hoorn am Zuidersee zeugt von der großen Geschichte zur Zeit der Ostindien-Gesellschaft im 17. Jahrhundert (rechts). Nach Hoorn ist Kap Horn genannt, weil ein

Mann dieser Stadt die Südspitze Amerikas zuerst umsegelte. Rotterdams Geschäftszentrum (rechts außen) wird konsequent im fortschrittlichsten Baustil wieder aufgebaut. Im Mai 1940 von deutschen Bombern restlos zerstört, erstet es 1955 als modernste Stadt Europas neu. Wie ehemals aus Hoorn, so fahren heute die Schiffe aus Rotterdam aus. Rotterdam ist Hollands offenes Tor zur Welt.



Ein Mann des öffentlichen Lebens

Obwohl er als siebtes Kind geboren, wurde der junge Hering unter Jubel auf den Namen Mathias getauft, denn er war der erste Knabe und somit die Pointe am Ende einer langwierigen Mädchengeschichte. Sein Vater, ein moderner, weltaufgeschlossener Mann, hatte nichts gegen weibliche Nachkommen, erwartete aber von einem Stammhalter die indirekte Erfüllung seiner eigenen betrogenen Hoffnungen, und es versteht sich also von selbst, daß Mathes Hering eine geordnete Kindheit und eine penetrante Schulerziehung genoß. Die Wunschwelt des alten Hering war reich mit Plenarsälen, Abgeordnetensitzen und Hosenbandorden möbliert, sein enormer Ehrgeiz hatte sich jedoch mit einem Hauptkassierer, einem Schriftführer und einem Hilfsküstereposten abfinden müssen, und darum blieb es ausgemacht, Mathes Hering würde dereinst einen Ministersessel füllen, wenn nicht gar mehr.

Schon mit fünfzehn Jahren, als er und ich gemeinsam zur Schule gingen, war er mir an Wissen und nobler Haltung derart überlegen, daß ich mich mehrmals dabei erwischte, wie ich ihn in Gedanken mit „Exzellenz“ ansprach. Er mochte mich, glaube ich, recht gut leiden, weil es nichts gab, was er nicht besser wußte als ich und weil ich ihn bewunderte. Unsere wechselseitigen Beziehungen hielten sich in den Grenzen strenger Riten: Ich empfing eine Stunde vor Unterrichtsbeginn meine Hausaufgaben und er von mir Punkt achtzehn Uhr am Abend einen Büschel Kräuter, Gräser und Blumen, wenn möglich auch einige Würmer, Käfer oder andere Insekten, die er bis spät nachts unter seinem Mikroskop betrachtete. Einmal sprach er zu mir: „Salamander, die Gemeinschaft der Tiere und Pflanzen unterscheidet sich in nichts von der der Menschen. Merke dir: Der Weg ins Parlament führt durch den Botanischen Garten!“

Diesen Ausspruch notierte ich mir in der Hoffnung, einmal später in Mathes Herings Biographie erwähnt zu werden, und aus demselben Grund behielt ich auch einen gewissen Kontakt mit ihm, obwohl meine Interessen sich immer mehr von den seinen entfernten. Schon hatte ich mich an den Gedanken gewöhnt, ihn ganz aus den Augen zu verlieren und ihn nur noch in Wochenschauen und illustrierten Zeitungen wiederzusehen, da klopfte er eines Tages an meine Tür und stand da, ganz Gentleman, und lächelte. Er trug einen Hut, ein Paar Handschuhe und hatte einen Schlips um. Und ich sagte höflich: „Guten Tag, Herr Hering, bitte treten Sie näher.“

„Was soll das, Salamander“, sprach er zu mir, „wir sind doch Schulkameraden!“

Mir schlug das Herz. „Mathes, mein Freund“, rief ich, „was kann ich für dich tun, solltest du eventuell Bedarf an Insekten haben?“

„Nein, es ist etwas anderes, was mich zu dir führt“, antwortete er lächelnd. „Ich habe gehört, du seist ein Dichter geworden.“

„Das ist nicht wahr“, protestierte ich, „das sage ich nur, wenn mich jemand fragt, wovon ich lebe.“

„Und wovon lebst du?“

„Das frage ich mich häufig“, sagte ich. „Es scheint mir sehr mysteriös.“

„Nun, lieber Salamander, dann wirst du vielleicht geneigt sein, die Pläne, die ich dir nun entwickeln werde, zu prüfen und meine Vorschläge zu erwägen.“

„O nein“, sagte ich, „das ist nicht nötig, ich bin mit allem einverstanden. Du weißt, was gut und böse, falsch und richtig ist, denn du bist ein Politiker!“

„Noch bin ich kein offizieller, Salamander“, sagte er, „aber ich werde es, und du sollst mir dabei helfen.“

„Da kommst du zu dem geeigneten Mann“, sagte ich stolz und zitierte: „Der Weg ins Parlament führt durch den Botanischen Garten! Ich kann es bezeugen, denn ich habe für dich botanisieret.“

„Was ist denn das für ein Unsinn?“ fragte er zu meiner Enttäuschung. „Aber hör einmal ruhig zu: Als ich meine Schule beendet hatte, versuchte mein Vater, mich in einer passenden Partei unterzubringen, das aber war komplizierter, als wir gegahnt hatten, denn alle hatten etwas gegen mich einzuwenden. Die Rechtsradikalen brauchten Saalordner, aber da ich weder Judo noch Boxen kann, im Krieg noch zu jung zum Offizier war und auch bei der HJ nichts dargestellt hatte, machten sie mir wenig Hoffnung. Die christlich-soziale Mitte schien geneigter, denn denen kommt es bei ihren Anhängern nicht so genau darauf an, aber ein guter Freund sagte meinem Vater im Vertrauen, daß meine Aussichten gleich Null seien. Mein Großvater mütterlicherseits war nämlich evangelisch. Diesen fatalen Punkt in meinen Papieren hätte man gleich nach dem Krieg korrigieren müssen, jetzt ist es zu spät. Auch bin ich zu unmusikalisch und zu heiser, um auf direktem Wege über den Kirchenchor einer Kandidatur habhaft zu werden, und also blieben nur die lin-

ken, und die gelten nicht als salonfähig, auch wenn man der Öffentlichkeit gegenüber so tut, und ich hätte mir mein Renommee damit verdorben, wenn ich in eine Arbeiterpartei eingetreten wäre. In dieser heiklen Situation zog mein Vater meinen Oheim Sebastian zu Rate, und dieser meinte: »Da bleibt nur die Presse!« Und das war das Ei des Kolumbus.“

„Wieso?“ fragte ich erstaunt. „Wie sollst du denn von der Zeitung ins Parlament kommen?“

„Das ist nicht schwer — es muß ja auch nicht unbedingt nun gleich das Parlament sein —, aber wenn man treu und redlich zur Regierung steht, die Öffentlichkeit in ihrem Sinn beeinflußt und die Mißgriffe und Entgleisungen der Minister mit rhetorischem Geschick in Heldentaten verwandelt, kann man ihrer Dankbarkeit gewiß sein.“

„Das erscheint mir eine recht fragwürdige Karriere!“

„Nicht so sehr, wenn man es versteht! Aber höre, wie es mir erging und warum ich heute zu dir komme. Ich trat also als Volontär bei einer großen Zeitung ein und befäste mich die erste Zeit mit Lokalen. Darunter versteht man Feuerwehrlösungen, Grünanlagen, Priesterweihen, Verkehrsunfälle und diamantene Hochzeiten. Ich lernte gut und glitt so ganz allmählich zum Kulturellen hinüber. Dies lag mir besonders, und obwohl ich von Kunst keine blasse Ahnung habe, schrieb ich über moderne Maler, moderne Musik und modernes Theater, und ich schrieb genau das, was unsere Leser lesen wollen, und wurde dadurch fast populär. Selbstverständlich wußten dies meine Vorgesetzten zu würdigen, und ich wurde der größten Ehre teilhaftig, die es für einen heutigen Journalisten gibt: Ich durfte über Fußball schreiben. Drei Jahre lang war ich in der Sportredaktion und galt als der kommende Mann. Da riet mir mein Chef, angesichts der stets wachsenden Anforderungen, die an einen Sportjournalisten gestellt werden, mich weiterzubilden, »denn«, so sagte mein Chef, »Herr Hering, Sie bei Ihren Fähigkeiten, Sie wollen doch nicht am Ende als Leitartikler oder Kunstkritiker verkümmern.« Ich belegte daraufhin einige Kurse der Volkshochschule, besonders Deutsch, und das war ein entscheidender Fehler, denn von da an ließen meine Leistungen ständig nach. Kaum ein halbes Jahr, und ich schrieb ein so gutes Deutsch, daß ich als untragbar entlassen wurde.“

„O herrjemine“, seufzte ich, „und was jetzt, Mathes, was wird aus deiner politischen Laufbahn?“

„Das ist es ja gerade“, sagte er. „Ich werde eine oppositionelle Zeitung herausgeben, und weil man mir sagte, du seist ein Dichter, hielt ich dich für den richtigen Mann, mein Mitarbeiter zu werden.“

„Mathes Hering, mein Freund, mein Bruder!“ stieß ich aus, dann verlor ich die Besinnung.

Das war im Juli, und die günstigste Zeit, eine Zeitung zu starten, sei die Vorweihnachtszeit, sagte Mathes Hering. Wir hatten also noch einige Monate, um Geld zu sparen, denn eine Zeitung zu machen kostet Geld. Ich lieferte jeden Groschen, den ich ergattern konnte, an Mathes ab, der tat ihn in die Kasse, und Anfang November waren wir in der Lage, die verlassenen Umkleidekabinen eines Strandbades zu mieten und darin die vorläufigen Redaktions- und Verlagsräume unterzubringen sowie die hauseigene Druckerei. Wir besaßen einen Leiterwagen, zwei Schemel und einen grünen Gartentisch, die im Privatkonto standen, eine Abzugsmaschine, fünftausend Blatt Zeta-Saugpost, eine Schreibmaschine, die Mathes gehörte, und einen größeren Vorrat Bleistifte, Heftklammern, Tinte, Leim und einen verchromten Briefbeschwerer. Trotzdem blieb uns ein ausreichendes Kapital, um die Werbung zu starten und unsere Gehälter für drei Monate sicherzustellen.

Am ersten Tag unserer Tätigkeit kam Mathes erst gegen Mittag statt um acht, wo Bürozeitanfang war.

„Gut, daß du kommst“, sagte ich zu ihm, ich fürchtete schon, dir wäre etwas zugestoßen.“

„Nein“, sagte er, „ich habe mich nur verschlafen, als Chef ist es mir fast unmöglich, pünktlich aufzustehen. Außerdem macht es keinen guten Eindruck vor den Angestellten.“

„Wir haben doch gar keine.“

„Das wird sich ändern, warte nur ab.“

„Meinst du nicht, Mathes, daß es etwas primitiv aussieht, wenn wir unsere Zeitung auf Abzugpapier abziehen, statt sie richtig zu drucken“, sagte ich, denn das lastete mir schwer auf der Seele.

„Im Gegenteil“, beruhigte er mich, „da wir eine oppositionelle Zeitung sind, erwartet man von uns, daß wir originell und ergrawert sind, und was, lieber Salamander, ist origineller und aggressiver als Primitivität?“

„Ich weiß nicht, ich denke mir: Geist.“

„Sehr richtig“, triumphtierte er, „ich habe mich nicht in dir getäuscht, hast du schon etwas in dieser Richtung geschrieben?“

„Nein“, sagte ich, „ich habe auf dich gewartet, ich dachte, du wolltest sicher zuerst...“

„Schreib nur“, sagte er, „ich mache dann den Umbruch. Hast du was zu rauchen da?“

Ich gab ihm meine Tabakdose und Blättchen und setzte mich dann an die Maschine, um etwas zu schreiben. Mir fiel aber nichts ein, und ich sagte: „Mathes, mir fällt nichts ein, fällt dir nichts ein?“

„Niemand fällt was ein, wenn er vor einem leeren Blatt sitzt, das ist normal“, sagte er. „Warte nur ab, es wird schon kommen.“

Ich wartete ab, aber es kam nichts. „Es kommt nichts, Mathes“, sagte ich zu ihm. „Das ist normal“, sagte er. „Quetsch mal. Irgend etwas wirst du schon aus deinem Gehirn rausquetschen, es kommt nicht so genau darauf an was, man kann es ja redigieren.“

Ich quetschte, und er betrachtete mich gespannt. Als aber trotzdem nichts kam, sagte er: „Hör auf, du hast einen schlechten Tag, das ist normal, vielleicht geht's morgen.“

„Was machen wir denn, wenn wir mal pünktlich erscheinen müssen und wir haben einen solchen Tag, wo nichts kommt?“ fragte ich besorgt.

„Was sollen wir machen? Wir nehmen halt was aus dem Archiv. Wir können überhaupt gleich mal mit dem Archiv anfangen. Weißt du einen König oder Kaiser?“

„Karl der Große.“

„Der ist zu alt!“

„Caligula.“

„Der ist noch älter.“

„Eventuell Napoleon?“

„Schlecht“, sagte Mathes Hering, „Napoleon geht nicht mehr, der ist schon zu sehr abgeklappert. Was anderes, weißt du näheres über Himmler oder über Bormann?“

„Leider nein, Mathes, aber geht vielleicht Elisabeth von England?“

„Großartig“, rief er, „genau das Richtige. Sie hat sogar Kinder, Königinnen mit kleinen Kindern sind immer gut. Schreib hin: »Königin Elisabeth kocht gern Pudding.«“

„Tut sie das denn“, fragte ich.

„Weiß ich nicht, ist auch völlig gleichgültig, schreib also.“

Ich schrieb.

„Es geht nicht“, sagte ich, „kein Farbband in der Maschine.“

„Zum Teufel, wo hast du es?“

„Ich habe es nicht, du mußt es haben.“

„Ich habe es auch nicht.“

Wir suchten bis Redaktionsschluß und kamen zu der Überzeugung, keins gehabt zu haben.

Unvorstellbar aufreibend ist es, eine Zeitung zu machen, das lernte ich in den Wochen, die

schuf die Welt in sechs Tagen, am siebten ruhte er aus und desgleichen alle Christen, aber du hast keinen Gott.« — »O doch«, sagte der andere, »auch ich habe einen.« — »Nicht den richtigen«, sprach der Christ. — »Wer weiß«, sagte der andere, »meiner jedenfalls schuf die Welt an einem halben Tag, dreizehn halbe Tage ruhte er aus. Ich wünsche dir also viel Vergnügen.« Und er stand auf und ließ den Christen allein sägen. Was tat der? Er machte ein langes Gesicht...“ Ich war auf diesen Beitrag sehr stolz, aber Mathes Hering sagte: „Es ist zwar totaler Blödsinn, aber wahrscheinlich merkt das niemand, drucken wir's.“ Als wir fertig mit drucken waren, hatte unsere Zeitung die imponierende Stärke von sechs Blatt, nur Text, keine einzige Anzeige. Das war immerhin beachtlich, und frohgut machten wir uns an die Arbeit, 150 herrliche Exemplare in die Briefkästen prominenter Leute zu werfen, die Mathes Hering aus dem Telefonbuch abgeschrieben hatte. Dann warteten wir mit der Vorbereitung der nächsten Nummer, bis die ersten Abonnementsbestellungen einliefen.

Am einem Januarmorgen, ich saß vor Kälte zitternd in der ritzenreichen, wackligen Bretterbude und wartete auf ihn, kam er strahlend und tänzelnd vor Freude herein, wie immer hatte er sich verschlafen.

„Was ist?“ fragte ich. „Hat einer abonniert?“

„Um Gottes willen“, rief er, „mal den Teufel nicht an die Wand, Salamander. Aber freude dich, wir sind bankrott.“

„Das war vorauszusehen“, sagte ich seltsam gefaßt, „aber was daran so beglückend ist, will mir nicht einleuchten, Mathes Hering, würdest du es mir bitte erläutern?“

„Denk nach, Salamander, mein Freund! Kein Mensch hat abonniert, kein Mensch hat unsere Zeitung gekauft, keiner hat bei uns inseriert, keiner hat uns Beiträge zur Veröffentlichung eingesandt — was schließt du daraus?“

„Das wir es falsch eingefädelt haben“, war meine Antwort.

„Da siehst man, wie naiv du bist“, rief er, mir auf den Rücken klopfend. „Nein, mein Junge, wir haben es goldrichtig gemacht. Aber man hat uns ignoriert, man hat uns boykottiert, man hat uns totgeschwiegen und uns zum Konkurs getrieben. Und was beweist das? Das beweist, daß wir ihnen zu oppositionell, zu avantgardistisch, zu mutig und zu ehrlich waren: zu unbequem, Salamander. Man hat den unbequemsten charakterfesten Informator der Öffentlichkeit, Mathes Hering, durch unsaubere Machenschaften und Intrigen aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet. So ist das.“

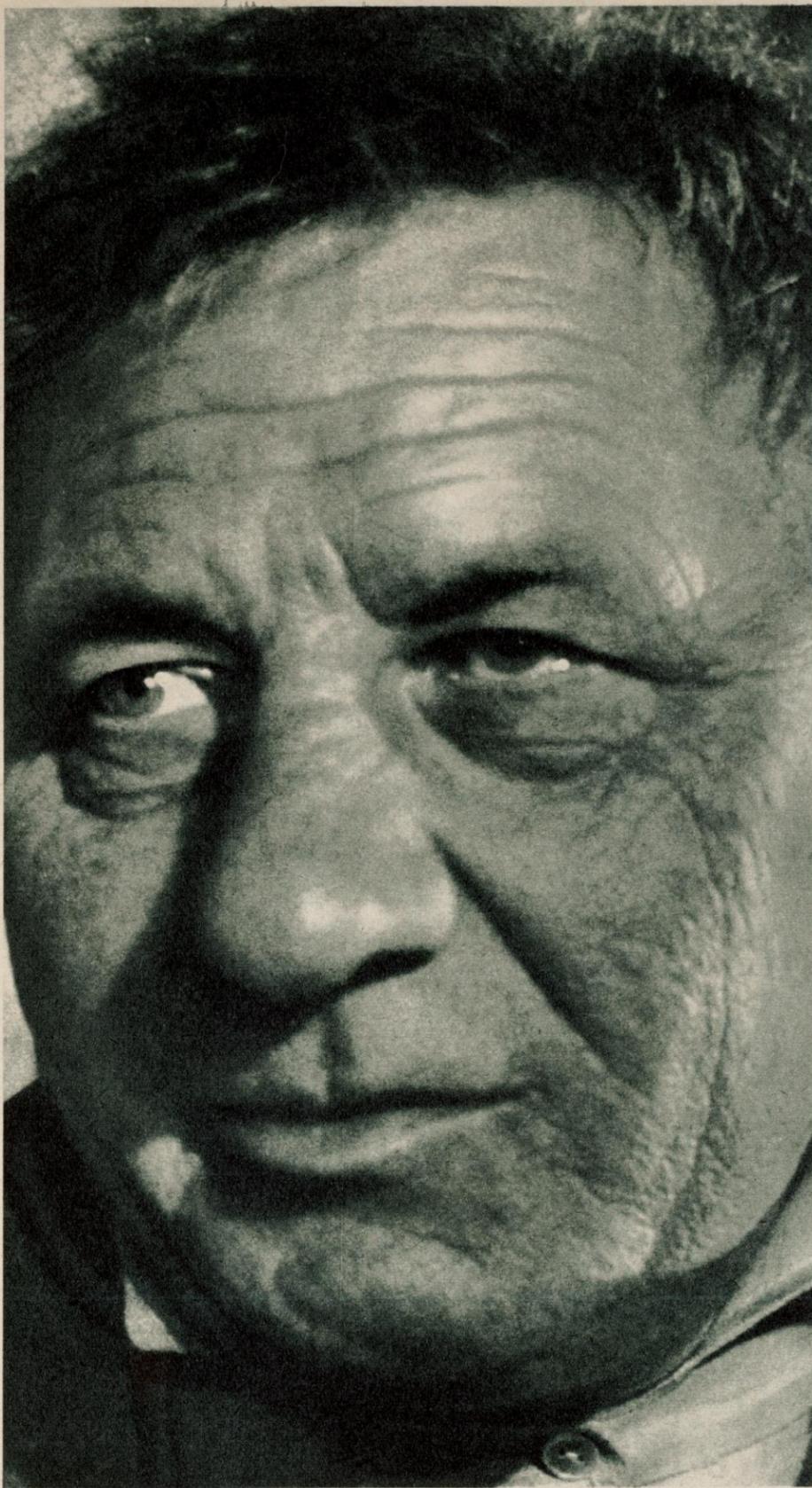
Nun begriff ich. „Das ist eine Schande!“ rief ich aus.



„Keine Schande, eine Ehre, eine große Ehre!“ rief Mathes Hering.

Ich aber meinte, daß es eine große Schande sei, wenn in unserem Staat ein so befähigter Mann wie Mathes Hering das Opfer dunkler Machenschaften wird, und daß es höchste Zeit ist, ihn vor der Öffentlichkeit zu rehabilitieren durch Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes, und deshalb schrieb ich diese Geschichte.

Salamander Probst



Uli, der Knecht

Vorbildliche Verfilmung des Schweizer Bauernromans Uli, der Knecht —

Der biedere Schweizer Pfarrer Blitzius, der vor mehr als hundert Jahren zur breiteren Bekräftigung seines Wirkens und seiner Predigten unter dem Decknamen Jeremias Gotthelf (1797—1854) zahlreiche Dorfgeschichten — quasi Moral-Fibeln für den Hausgebrauch — schrieb, hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß er damit einmal in die Weltliteratur eingehen würde. Heute gehören seine Erzählungen, in denen er in schlichter Form mit urwüchsiger Natürlichkeit und scharfer Lebensbeobachtung humorig derb und pakkend das bäuerliche Dasein schildert, zum wertbeständigen Altgold der Schweizer Volksliteratur, und noch 100 Jahre nach dem Tode des Dichters haben seine dem Leben abgelauchten Romangestalten an Frische und beglückender Urümlichkeit nichts eingebüßt.

Nun wurde zum 100. Todestag dieses Schweizer Nationaldichters eine seiner bekanntesten Romangestalten — „Uli, der Knecht“ — auf der Leinwand zu filmischem Leben erweckt. Im Hinblick auf so manche mißglückten Versuche, bekannte Werke der Weltliteratur auf die Leinwand zu bringen oder lediglich nur filmtütig auszuschlachten, hat es in der Schweizer Öffentlichkeit an kritischen Bedenken beim Bekanntwerden des Filmvorhabens nicht gefehlt. Das fertige Filmwerk aber hat alle bängliche Besorgnis weggeblasen, und die sonst so betont zurückhaltende Schweizer Presse überschlug sich nahezu in einmütigem Lob.

Nach monatelanger Laufzeit im Züricher Premiere-Theater ist der Film jetzt auch bei uns angelaufen. Und in der Tat, die Schweiz hat damit ein Musterbeispiel eines echten Heimatfilms geschaffen. Weit entfernt von dem mit verlogener Gefühlseligkeit und verquollenem Weltanschauungsgefasel getarnten Kitsch unserer sattsam bekannten alten und neu-deutschen Blubo-Romantik, wird darin das Schicksal von Uli, dem Knecht, als urtümliches Gleichnis eines einfachen und rechtschaffenen Lebens erzählt. Es ist eine einfache Geschichte. Uli erlebt darin seine Wandlung vom aufsässigen Gesellen, primitiven Raufbold und Frauenheld zum ernsthaften und pflichtbewußten Mann, wobei ihm nach mancherlei Irrung und Wirrniss die Güte eines menschlich-weisen Lehrherrn, die Liebe eines blitzsauberen Mädels und nicht zuletzt seine kraftvolle, quellklare Natürlichkeit den rechten Weg weisen.

Es ist erstaunlich und bewundernswert, mit wieviel Können und klugem Verzicht die Schweizer Filmleute bei der Verfilmung von Gotthelfs Roman — nach dem Drehbuch von Richard Schweizer und unter der Regie von Franz Schnyder — den literarischen Stil und liebenswürdigen Geist der Dichtung zu treffen wußten.

Imponierend schlicht und mit einer am Dokumentarfilm sichtlich geschulten Kamera (Emil Berna) wird die Heimatatmosphäre des alleingewesenen eidgenössischen Bauertums dargestellt. Die Menschen sind von Fleisch und Blut und reden in herziger Einfalt, mit rechter Bauernschläue oder nach derber Rüpelmanier, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. An Schelmen, Schlaubergern, Krakeelern und Biedermännern wie an eifersüchtigem, kratzbüxtigem und listigem Weibervolk ist in diesem ländlich urwüchsigen „Welttheater“ kein Mangel. Dabei wird in allem Realismus von Atmosphäre und Darstellung die dichterische Absicht des „nur“ Gleichnishaften niemals verleugnet.

Neben dem jungen Hannes Schmidhauser, der mit herzhafter Frische und gewinnender Männlichkeit einen prächtigen Uli auf die Beine



stellt, und Liselotte Pulver, die nach mehrfacher Bewährung im deutschen Nachkriegsfilm nun auch im Heimatland, in wesentlich schlichterer Aufmachung und mit gezügelter Natur, Uli geliebte Vreneli darstellt, trägt eine Elite schweizerischer Volksschauspieler und feinkomischer Charakterdarsteller als köstliche menschliche Typensammlung im Mittelpunkt wie am Rande des Geschehens zum trefflichen Gelingen dieser vorbildlichen Gotthelf-Verfilmung nicht wenig bei. — Ein Heimatfilm, ohne Beigeschmack und von bezwingender Menschlichkeit — leider nicht von uns.

Gottfried Böld

Das derbe Gesicht des Schweizer Bauern (gespielt von Heiner Gretler, links) im Film. Liselotte Pulver spielt das Vreneli, H. Schmidhauser den Uli. Foto: Gloriafilm

Generale vertrieten Spanien

Vor neunzehn Jahren, am 18. Juli 1936, hat der General Francisco Franco sein Volk, sein Land und seine Regierung verraten. Am 15. Juli verließ er die Kanarischen Inseln, wo er als General der spanischen Truppen stationiert war. Und drei Tage später folgten die meisten hohen Offiziere der republikanischen Armee Spaniens seinem Zeichen zum Putsch gegen die rechtmäßige Regierung in Madrid. Am 16. Februar 1936 hatte Spanien gewählt und sich klar für die Volksfront entschieden. Sie zog mit 277 Abgeordneten in das Parlament ein. Die Rechtskoalition war mit 164 Abgeordneten vertreten. An der Spitze der Volksfront standen die Sozialdemokraten mit rund 90 Abgeordneten. Die kleinste Gruppe der Volksfront stellten die Kommunisten mit 16 Abgeordneten. Als aber das spanische Volk so gegen die Faschisten, Monarchisten und ihre Verbündeten entschieden hatte, begannen Franco und seine Generale den Putsch vorzubereiten. Sie glaubten, vom 18. zum 19. Juli 1936 das spanische Volk über Nacht entrechten zu können. Doch das Volk wehrte sich verzweifelt. Wenn auch die Armee zum größten Teil zu Franco überließ — die Arbeiter, Bürger und Bauern nahmen den Kampf auf. Der 18. Juli 1936 war Auftakt zu einem blutigen Bürgerkrieg, den der General Franco schließlich mit Hilfe Hitlers und Mussolinis gewann und der das spanische Volk über eine Million Tote kostete.

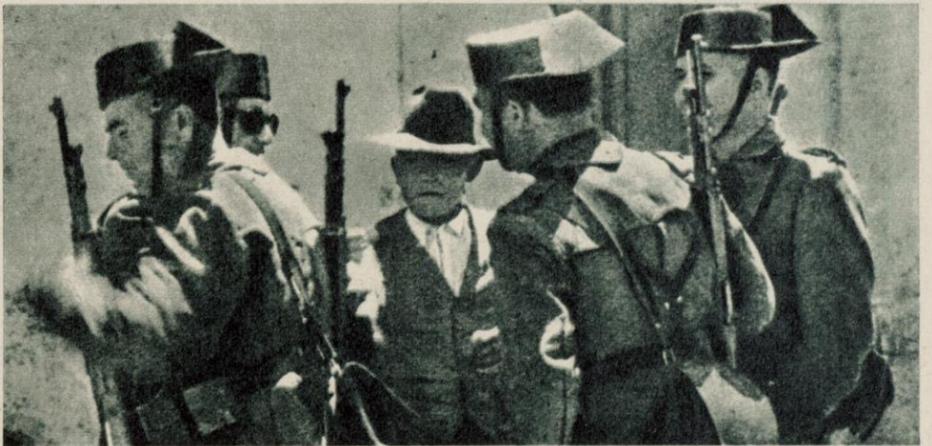
Die Waage der öffentlichen Gunst hat sich längst zur Seite des Diktators Francisco Franco gesenkt. Die Leiden des spanischen Volkes, sein verzweifelter Kampf, Francos Pakt mit Hitler und Mussolini, der Terror der Faschisten wiegen auf der anderen Seite nicht mehr schwer genug, als daß sich die „Realpolitiker“ unserer Tage davon abhalten ließen, die Türkinke des Diktators in Madrid zu putzen. Der Senat der Vereinigten Staaten von Amerika empfiehlt einstimmig die Aufnahme Francospaniens in die NATO. Die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken erkennt bis heute die spanisch-republikanische Exilregierung nicht an. Der Präsident des Deutschen Bundestages veranstaltet einen Blitzbesuch bei Franco — warum soll er auch nicht, hat doch schon lange vor ihm ein sozialdemokratischer Oberbürgermeister aus Westdeutschland die Öffentlichkeit mit seinem Besuch in Madrid verblüfft!

In der Bundesrepublik Deutschland sehen Tausende von Kinobesuchern einen alten faschistischen Film über den spanischen Bürgerkrieg, der voller Goebbels-Lügen ist.

Spanien ist Reiseland. Zehntausende von Touristen verleben dort billige Ferien. Sie freuen sich über den günstigen Umrechnungskurs für ihr gutes Geld, ergötzen sich an Spaniens Landschaft, bestaunen seine Kunstschatze. Die ungezählten politischen Gefangenen in Francos Gefängnissen und Konzentrationslagern sehen sie nicht.

Nur Autotouristen, die von Frankreich aus über die Pyrenäenpässe in das sonnige Spanien reisen, werden manchmal an den Kampf der Spanier gegen die Diktatur erinnert. Französische Grenzbauern erzählen ihnen, daß in den Bergen noch immer einige Dutzend Partisanen stecken sollen.

Wenn es in einem Krieg überhaupt echtes Heldentum geben kann, dann war es in diesem Kampf um das Leben der spanischen Republik zu finden. Die Armee putschte und hatte den größten Teil der Waffen in ihrem Besitz — aber das Volk leistete Widerstand und erkämpfte sich die ersten Waffen, um die



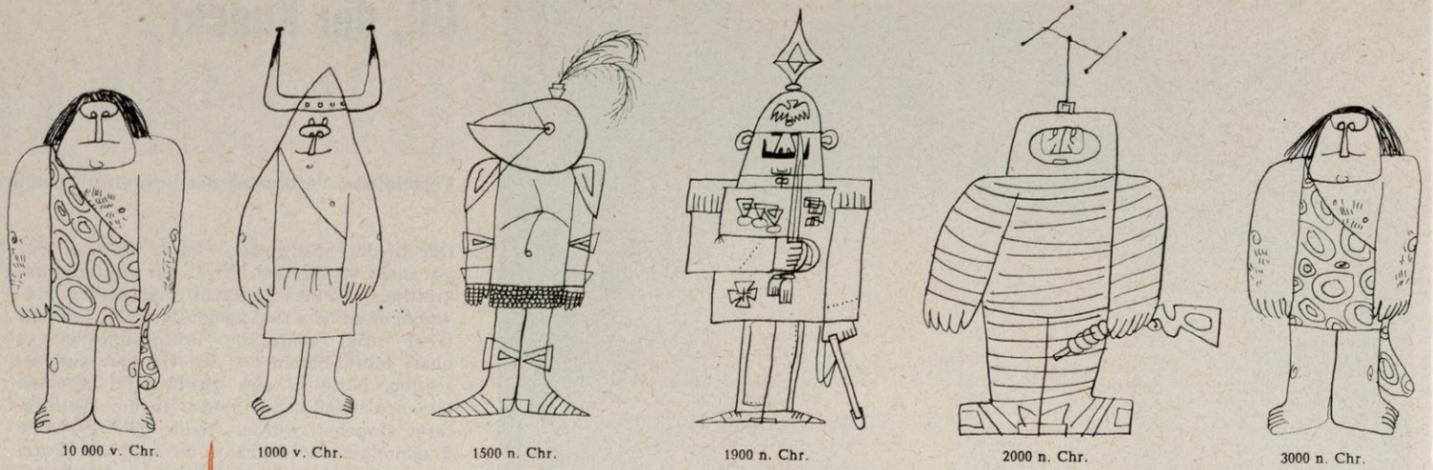
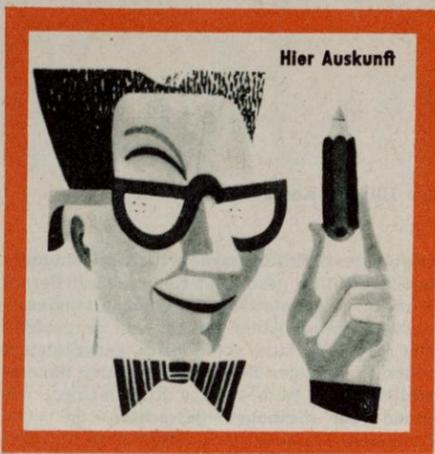
Die „Guardia Civil“, Francos Militärpolizei, patrouilliert heute eifriger denn je durch Spaniens Dörfer und Städte.

Verteidigung zu organisieren. Madrid wurde von einer großen Übermacht Francos bedroht, und die Regierung hielt es für verloren — aber die Bevölkerung von Madrid verteidigte ihre Stadt mehr als zweieinhalb Jahre. Die westlichen Demokratien erfinden die „Nichteinmischungspolitik“, verweigerten der rechtmäßigen spanischen Regierung den vom Völkerbund zur Verteidigung erlaubten legalen Waffenkauf in ihren Ländern — aber die Soldaten der Republik kämpften mit unzulänglichen Waffen weiter. Hitler und Mussolini stellten Franco gewaltige Mengen Kriegsmaterial und ganze Regimenter zur Verfügung — aber die Republik kämpfte um jeden Fußbreit Boden. Die Sowjet-Union machte sich die „Nichteinmischungspolitik“ der Demokratien zunutze, verkaufte der Republik für teures Geld und unter Verpfändung von mehr als der Hälfte des spanischen Goldschatzes in unzulänglichem Maße Waffen — aber das italienische Interventionskorps wurde trotz der mangelhaften Bewaffnung vernichtend geschlagen. Die Sowjet-Union ließ sich die Waffenlieferungen nicht nur mit Geld teuer bezahlen, sie versäumte auch nicht, ihre „Berater“ in großer Zahl zu schicken, deren Hauptaufgabe es war, die außenpolitischen Interessen Stalins auf Kosten der Republik zu wahren — aber es dauerte trotzdem fast drei Jahre, bis die Republik unter der Übermacht zusammenbrach.

Und heute, neunzehn Jahre später, vernehmen wir gelegentlich, daß noch immer einige Dutzend Kämpfer in den unzugänglichen Bergen an der spanisch-französischen Grenze stecken. Während die Welt ihren Frieden mit Franco gemacht hat, wollen und können sie es nicht.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie die Auswegs- und Hoffnungslosigkeit ihrer Lage kennen. Selbst eine politische Erhebung des spanischen Volkes wäre heute wohl ohne echte Chance auf einen Sieg. Franco verfügt über eine Armee, die besser und moderner ausgerüstet ist denn je. Einen Bürgerkrieg gegen die Armee könnte gewiß kein Volk in Europa mehr gewinnen. Und das spanische ist des Blutvergießens so müde wie alle Völker Europas. Nur die öffentliche Meinung der Welt und eine Prinzipienstrenge der demokratischen Regierungen gegenüber dem Diktator könnten vielleicht Franco zwingen, dem spanischen Volk schrittweise einen Teil seiner Rechte wiederzugeben. Nur das könnte wahrscheinlich in Spanien eine Entwicklung einleiten, die es auf lange Sicht zur Demokratie führen würde. Weil aber die Rechte des spanischen Volkes von der Charakterfestigkeit der Politiker unserer Tage abhängen, muß man erschüttert fragen, wie hoffnungslos seine Lage ist.

Peter Baum



Liebe Freunde! Habt Ihr schon gehört, daß die Delegierten des vierten ordentlichen Gewerkschaftstages der Gewerkschaft Textil-Bekleidung in Frankfurt diesen Monat mit Zweidrittelmehrheit beschlossen haben, in die Satzung ihrer Gewerkschaft auch den Rechtsschutz für Wehrdienstverweigerer aufzunehmen? Ja? Das ist eine beachtliche Sache, nicht wahr? Es hat übrigens zu dem entsprechenden Antrag, den die Verwaltungsstelle Augsburg dieser Gewerkschaft stellte, eine lange Diskussion gegeben. Es sei nicht die Sache einer Gewerkschaft, so brachten auch Befürworter des Antrags zum Ausdruck, es sei nicht die Sache einer Gewerkschaft, die Jugend zur Wehrdienstverweigerung aufzufordern. Seine Haltung zum Wehrdienst müsse jeder einzelne selbst bestimmen. Wenn jedoch ein junger Mensch nach seinem Gewissen entschieden habe, keine Waffen tragen zu wollen, dann müsse seine Gewerkschaft auch bereit sein, ihm bei einem eventuellen Prozeß Rechtsschutz zu gewähren. Eine mutige Entscheidung! Freundliche Grüße von Thomas.

Bevormundung satt

Aus Kassel schreibt uns Peter Brinkmann: „Die Zeitungen sind mal wieder voll mit Berichten über blutige Unruhen in Marokko. Man wird sich aber nie ganz klar darüber, welches die Ursachen sind. Stecken vielleicht die Kommunisten dahinter? Warum findet dieses Land keinen Frieden?“

● Nein, die Kommunisten sind nicht schuld an diesen Unruhen. Sie flackern vielmehr immer wieder auf, weil die Marokkaner den heißen Wunsch haben, sich endlich von der französischen und auch spanischen Kolonialherrschaft zu lösen. In „Französisch“-Marokko leben rund 8,8 Millionen Menschen. 95 v. H. davon sind Araber, Berber und Mauren — also echte Marokkaner. Sie haben die Bevormundung durch die Europäer satt. Frankreich besaß seit etwa 1800 wachsenden Einfluß in Marokko und eroberte im Laufe der nächsten hundert Jahre nach und nach das Land. Die Marokkaner haben sich stets verzweifelt dagegen gewehrt. Erst um 1912 mußten sie die „Schutzherrschaft“ Frankreichs anerkennen. Jetzt wollen sie wieder frei sein. Friede wird dieses Land wohl erst finden, wenn Frankreich seine Unabhängigkeit anerkennt.

Nochmals: Taschengeld

In einem Brief von Hans J. K. heißt es: „Ich las in Nr. 12/55 eine Stellungnahme zum Thema Taschengeld. Mein Fall ist ähnlich. Ich wohne in einem Lehrlingsheim in der Nähe von Essen. Ich bin 16 Jahre alt. Mein Bruttolohn beträgt im Monat 276 DM. Nach Abzug von Steuer, sozialen Beiträgen und Verpflegungskosten usw. verbleiben mir 123 DM. Davon erhalte ich für je zehn Tage ein „Taschengeld“ von 5 DM. Davon muß ich dann Straßenbahn, Friseur, Seife usw. bezahlen. Ich glaube, man könnte uns ruhig etwas mehr geben. Aber man hält uns knapp, weil wir den »Wert des schwerverdienenden Geldes kennenlernen und es richtig anlegen lernen« sollen.“

● Nun ja, man müßte natürlich wissen, wie nun die Dir nicht ausgezahlte Summe tatsächlich „angelegt“ wird. Aber unabhängig davon bin ich der Meinung, daß ein junger Mensch kaum lernen kann, mit Geld umzugehen, wenn man ihm von seinem selbstverdienten Lohn so gut wie nichts zur freien Verfügung in die Hand gibt. Einen solchen Weg halte ich für pädagogisch falsch. Außerdem: Schätzt man einen jungen Menschen von 16 Jahren hoch genug ein, daß man ihn an einen Arbeitsplatz stellt, wo er 276 DM verdient, dann muß man ihn auch hoch genug einschätzen, dieses verdiente Geld zumindest unter Anleitung selbst zu verwalten.

Sklaven

Wilma Röder aus Rudesheim will folgendes wissen: „Wie sind eigentlich die vielen Neger nach Amerika gekommen?“

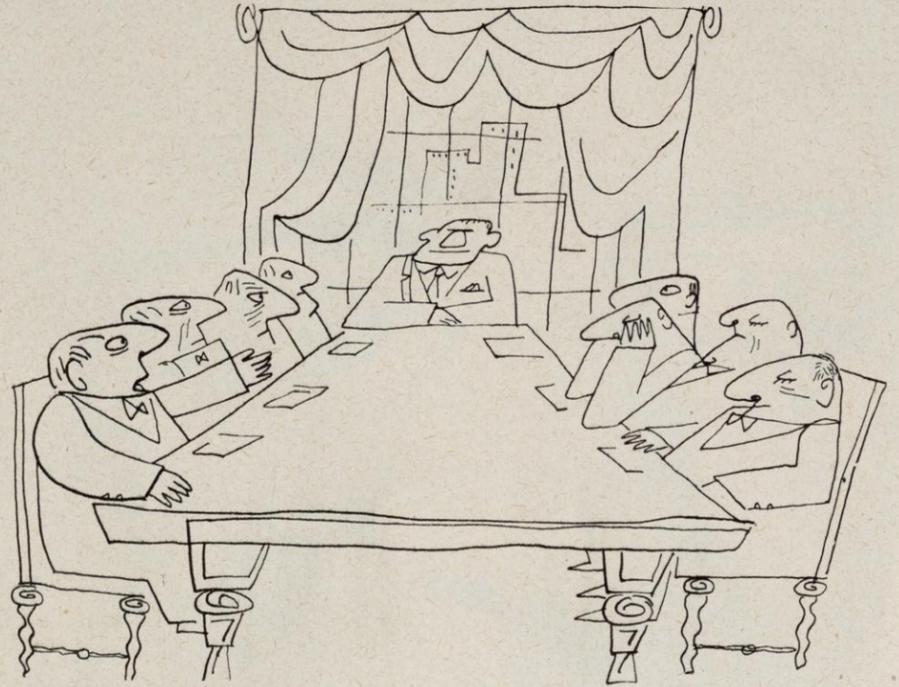
● Sie wurden seit etwa 1619 als Sklaven nach Nordamerika „eingeführt“.

Unser Plan

● Ich kann es nicht verheimlichen: Es haben noch immer nicht alle Freunde, die Spenden angekündigt haben, auch wirklich gezahlt. Für alle Freunde, die noch nicht wissen, worum es geht: „Aufwärts“ holt in einigen Wochen einen jungen Araber aus den ärmsten Schichten Nordafrikas nach Köln, um ihm eine technische Ausbildung zu finanzieren. Wir brauchen noch Freunde, die sich mit mindestens einer Mark im Monat daran beteiligen. Wer noch mitmachen will, schreibe eine Karte.



„Keiner wird wagen, die schreckliche Waffe zu verwenden.“



Atombombenfabrikation: „Soviel muß herausspringen, daß jeder von uns einen Atomschutzbunker bauen kann.“



„Dabei habe ich nur auf dieses putzige Knöpfchen gedrückt.“

Ritter, Rüstung, Dividenden

Zeichner Trix hört das Eisen wachsen



Der Strategie

Freundschaft

von Peter Holz

Die Völkerverständigung ist naturgemäß ein besonderes Anliegen der Gewerkschaftsorganisationen und ihrer Mitglieder. Wenn man auch den tatsächlichen Wert der verschiedenen Freundschaftswochen nicht überschätzen soll — denn eine Verständigung der Menschen verschiedener Nationen ist keine Sache, die in einer bestimmten Woche des Jahres zu erreichen ist —, so waren die kürzlich durchgeführte deutsch-amerikanische Freundschaftswochen und deren Veranstaltungen ein Beispiel, dem man vom gewerkschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet mit wohlwollender Erwartung gegenüberstehen konnte. Die amerikanischen Veranstalter hätten die ihnen hier gebotenen Möglichkeiten wahrnehmen können und z.B. die deutsche Jugend mit dem Gedankengut von Thomas Jefferson (1743 bis 1826), dem Verfechter der Menschenrechte, vertraut machen können. Dieser große ame-

rikanische Staatsmann und Gelehrte sagte in seiner Unabhängigkeitserklärung u. a.: „Nichts ist unveränderlicher als die natürlichen und unwandelbaren Menschenrechte... Wir erachten diese Wahrheiten als selbstverständlich: daß alle Menschen gleich geschaffen und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, darunter Leben, Freiheit und Streben nach Glück. Zur Sicherung dieser Rechte sind Regierungen eingesetzt, die ihre gerechte Macht von der Einwilligung der Regierten ableiten...“

Und sie hätten uns mit den warnenden Sätzen ihres Präsidenten Woodrow Wilson, die er am 6. September 1919 sprach, vertraut machen können: „Sobald ihr eine Militärkaste habt, ist es belanglos, welche Art von Regierung ihr habt; wenn ihr entschlossen seid, euch bis zu den Zähnen zu bewaffnen, so müßt ihr den Befehlen und Direktiven nur der Männer gehorchen, die die große Kriegsmaschine kontrollieren. Wahlen sind von minderer Bedeutung, weil sie die politischen Richtlinien bestimmen, und im Hintergrund dieser politischen Richtlinien ist der ständige Druck der Männer, die auf Waffen trainiert sind; gewaltige Körperschaften disziplinierter Männer, die sich fragen, ob sie niemals Gebrauch von

ihrer Ausbildung und Geschicklichkeit machen dürfen, um irgendein großes Volk mit Waffengewalt zu verwüsten. Das ist der Sinn der Rüstungen. Denkt nicht nur an die Kosten, obwohl sie überwältigend sind, aber es ist der Geist darin, und Amerika hat niemals und ich hoffe, mit Gottes Hilfe, wird niemals diesen Geist haben.“ Dieses und ähnliches ist leider nicht geschehen. Der Tag der Freundschaft des deutschen und amerikanischen Volkes wurde zu einem Tag der „Großen Paraden“ degradiert.

Wir wollen die hierzulande propagierte Politik der Stärke nicht auf die Waagschale des gegenwärtigen weltpolitischen Geschehens legen und die Frage aufwerfen, inwieweit diese Politik einer Entspannung der Gegensätze dient. Mit allem Nachdruck wollen wir hingegen feststellen, daß wir eine Freundschaft, die auf Atomkanonen beruht — auf Atomkanonen, deren Schußweite von deutschen Städten nach deutschen Städten des geteilten Deutschlands reicht —, äußerst beklagen und daß wir des weiteren der Meinung sind, daß militärische Paraden, auch wenn sie motorisiert sind — denn auch im Auto kann man den Geist des Marschierens pflegen —, auf keinen Fall geeignet sind, der Völkerverständigung zu dienen.